Ph. Pr.
1051 cd

Ph. Pr. 1051 od

Say

<36606325230014

<36606325230014

Bayer. Staatsbibliothek

Ph. Pr.
1051

Ueber den

Menschen und die Gesellschaft

von

Johann Baptista Say.

Uebersetzt

von

Ernst Ludwig.

Altenburg 1821.
Verlag von Christian Hahn.

Ph. Pr. 1051 r
767
Say
BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Ueber den
Menschen und die Gesellschaft

von

Johann Baptista Say.

Uebersetzt

von

Ernst Ludwig.

Altenburg 1821.
Verlag von Christian Hahn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbemerkung.

Der eigentliche Titel der folgenden Aphorismen, welchen indessen der Uebersetzer nicht besser als durch vorstehenden zu übertragen wußte, ist:

Petit volume, contenant quelques apperçus des hommes et de la société, par Jean, Baptiste Say, de l'Académie Impériale de Saint-Petersbourg, de la Société Royale de Madrid etc. seconde édition. A Paris chex Deterville, 1818.

Vorwort.

Dem Büchlein, das wir aus dem Französischen übertragen haben und jetzt in des Lesers Hände legen, mögte mancher vielleicht wenig Glück versprechen. Zu ernst für den blosen Zweck der Belustigung, zu wenig gründlich für eigentliche Belehrung kann es ihm leicht, auf den ersten Anblick, erscheinen und daher für unser lesendes Publikum nicht

haltung. An Schriften, die diesen Zweck haben und erreichen, sind, meinen wir, unsere lebendigen und witzigen Nachbarn reicher als wir.

Der Verfasser des vorliegenden Werkchens giebt uns seine Bemerkungen und Beobachtungen in rhapsodischer und fragmentarischer Form, ohne stolzen Anspruch auf Neuheit und Menschenbekehrung; aber wir sind überzeugt, daß der aufmerksame Leser, der es nicht, mit vorgefaßter Meinung, gleich wieder aus der Hand legt, viel mehr darin finden wird, als er erwartet, ja fordern zu können glauben darf. Er wird

oft einen Satz, mit welchem er sich nicht einigen kann, oft eine bekannte Wahrheit antreffen — aber der erstere wird ihm stets interessanten Stoff zum Selbstdenken darbieten, und die zweite nie überflüssig, wiederholt zu werden, erscheinen, mindestens die Art, wie sie gesagt ist, ihm ansprechen. Dunkel gedachtes und gefühltes wird oft zum klaren Bewußtseyn kommen, und von vielen Stellen die Einfachheit und Kindlichkeit, wie von andern die Kühnheit des Ausdrucks, überraschen und erheben. Je mehr er sich übrigens mit dem Inhalt vertraut macht, desto kla-

rer wird er sich überzeugen, daß der Verfasser diese, scheinbar, lose Form sehr absichtlich gewählt hat, und daß, weit entfernt, des innern Zusammenhangs zu entbehren, sich der Faden, woran sich die Ideen reihen, unsichtbar, doch vom Schriftsteller unverloren, durch das Ganze zieht und ziehen soll. —

Was die Arbeit des Uebersetzers betrifft, so darf wohl mit Recht bemerkt werden, daß, wenn man auch die Uebertragung eines Romans, einer Reisebeschreibung oder politischen Flugschrift eben nicht zu den schwierigen Arbeiten zählen darf, es sich doch mit

der Verdeutschung einer Schrift, wie die vorliegende, ganz anders verhält. Hier legt die lakonische oft epigrammatische Form, die Eigenthümlichkeit der Sprache, die oft an einem einzigen Ausdruck hängende Wirkung, ganz eigne Hindernisse in den Weg; wo wörtliche Uebertragung unmöglich ist, muß dann erst ein ähnliches Bild und eine ähnliche Wendung in dem Geist unserer Sprache aufgesucht und sinnig geprüft werden, ob dadurch beim Leser derselbe Eindruck hervorgebracht werde, den das Original weckte. Hierauf ist also recht eigentlich anwendbar, was der Verf.

innerhalb dieses Büchelchens von der Kunst des Uebersetzens sagt:

„Un traducteur ne doit pas seulement entendre la langue qu'il explique; il doit en sentir les delicatesses et les beautés. Comment nous donnerait-il l'équivalent d'une beauté qu'il n'aurait pas apperçue? il doit être bon écrivain dans sa langue, car il faut se faire lire: il doit même avoir un talent assez souple, pour prendre des formes analogues à celles de son modèle, et savoir au besoin remplacer des expressions, des tours, des images, par

d'autres plus convenables au génie de sa nation, et qui réveillent dans l'esprit des lecteurs, des sensations pareilles à celles que l'auteur original a fait naître chez les siens. Etonnez-vous après cela que les bonnes traductions soient si rares."

Aufrichtig haben wir uns bestrebt, diesen Forderungen, nach Kräften, Genüge zu leisten, und in diesem Bemühen nicht wenig für uns selbst gewonnen; wir werden daher dieser Arbeit immer freudig und dankbar uns erinnern. Ob das letztere auch der Fall des Lesers seyn möge? ob er den Ur-

sprung fremder Zunge weder fühlen noch das Original vermissen werde? überlassen wir dem, der die Schwierigkeiten der Aufgabe zu wägen vermag, zu gerechtem aber auch billigem und nachsichtigem Urtheil.

Dresden, im Sommer 1820.

Der Uebersetzer.

Viele Schriften giebt es in der Gattung des La Bruyère und La Rochefoucauld; viele wird es noch geben und der Gegenstand darum doch nicht erschöpft seyn.

Welch reicher Stoff — der Mensch und die Gesellschaft, unsere Neigungen und unsere Verkehrtheiten, unsere Lächerlichkeiten und unsere Laster, unsere Interessen und unsere Handlungen!

Welterfahrung sammelt man nicht nach der Menge des Gesehenen, sondern dessen, worüber man nachdachte. Wie viele Menschen

sind nach großen Reisen und einem langen Leben so arm daran wie zuvor!

Wer nichts weiß als was er erlernte, kann eben so gut ein Thor seyn als ein Weiser. Man muß auch das wissen, was man ahnete und errieth.

Die Menschen aller Zeitalter gleichen sich. Die Frucht der Geschichte ist nicht blos die Kenntniß des Vergangenen, sie enthüllt uns auch die Zukunft.

Sich zu allgemeinen Betrachtungen erheben, heißt, in Beziehung auf eine Thatsache, zu dem Gesetze aufsteigen, aus welchem jene folgte. Newton sieht einen Apfel fallen; er verknüpft dieß Ereigniß mit einem andern (frühern) und folgt der Spur; er schließt auf die Neigung der Körper auf andere zu

fallen — und findet das allgemeine Gesetz der Schwere. Sokrates verachtet den Anitus und dieser bewirkt seinen Tod; wir machen traurend den Schluß, daß die Menschen nie Verachtung verzeihen.

Ist man einmal dahin gelangt, mit Leichtigkeit und mit gesundem Urtheil das allgemeine Gesetz zu finden, so kann man von da wieder zum Besondern und selbst zum Unbekannten hinabsteigen. So sagte Newton die Abweichungen der Planeten voraus, die man zu seiner Zeit noch nicht beobachtet hatte, und die Zeit hat seine Voraussagungen gerechtfertigt. Eben so läßt die Kenntniß der menschlichen Natur die Abschweifungen der Menschen von ihrem Wege voraussehen, selbst ehe sie geschehen.

Festigkeit des Karakters verbunden mit jener Fertigkeit sich zu Ideen zu erheben — bezeichnet den höhern Menschen. Von ihm

nur kann man sagen, daß er **denke**, und zugleich auch zu **handeln** wisse.

Nicht gerade von unserm Willen hängt es ab, ein ausgezeichneter Mensch zu werden; aber auf dem Punkt, worauf wir jetzt stehen, giebt es niemand, der nicht seine Fähigkeit dazu bedeutend erhöhen könnte. Fragt man nach den Mitteln? gute Bücher und Nachdenken! Aus jenen schöpfen wir Erfahrung und die Ausbeute der Vergangenheit, dieses lehrt uns, wie wir beides nutzen sollen.

Im Verhältniß wie unsere Einsicht wächst, mindert sich unser Interesse für das Persönliche und Individuelle, und das für das Allgemeine steigt. Kinder und Ungebildete hängen an Einzelnen und Einzelnheiten; man muß weiter gekommen seyn, um sich für ein Ganzes zu interessiren. Jede Person ist ein

wirkliches Wesen das auf die Sinne einwirkt, während die Gesammtheit Volk ein Vernunftgebild ist, dessen Leiden, Bedürfnisse und Meinungen nur den Geist ansprechen.

Uns Alle wird die Nachwelt richten, und wenn die Völker dem Zustand der Rohheit entwachsen, so ist ihnen ihre Nachwelt nah; unsere Kinder und Enkel beginnen unsern Proceß. Diejenigen unter uns, die als Fürsten, als Millionärs, als Günstlinge der öffentlichen Meinung, als ausgezeichnete Schriftsteller einen großen Einfluß übten, werden einzeln gerichtet werden; Städte, Völker nach dem Betragen das sie (als Gesammtheiten) bei einzelnen Gelegenheiten übten; Umstände, Meinungen, Thatsachen, die wir nur nach unvollständigen, untreuen und von Vorurtheilen umnebelten Zeugnissen ins Auge fassen, werden gleicher Prüfung, wie die Menschen,

unterworfen werden. Was uns theilt — Parteiwuth, wird nicht mehr seyn. Der Urtheilsspruch wird streng — denn welche Gründe hatte man, uns zu schonen? — aber billig seyn, denn die Geschlechter, die da kommen werden, haben von unsern Händeln nichts zu fürchten, noch zu hoffen. Sie sind einst im Besitz unserer Erfahrung und der ihrigen dazu.

Sie sind dann älter geworden und weiser als wir, wie auch wir es mehr sind denn unsere Vorfahren. Kurz die Nachwelt wird den unermeßlichen Vortheil haben, über unser Thun und Treiben durch die vorgefundenen Resultate zu urtheilen. Auf demselben Wege wie die Nachwelt, gelangt der Mensch, der am klarsten den Ausgang der Dinge voraussieht, zu seinem Urtheil.

Man klagt oft über den Ausgang einer

Unternehmung. „Das Glück hat unsere Anstrengungen vereitelt,“ sagt man. Das heißt mit andern Worten: „Seht da, eine Wirkung ohne Ursache!“ Wozu diese kindische Klage? Was geschah mußte erfolgen. Euer Haus stürzt ein; weil — seine Stützen es nicht zu tragen vermögen. Das Volk feiert seine Unterdrücker mit Jubelgeschrei; weil — die Menge zu ungebildet ist, um seinen wahren Vortheil zu verstehen. Damit hat das Glück nichts zu schaffen; anstatt es anzuklagen, bemeistert euch der Ursachen — die Wirkung wird nicht ausbleiben. Das ist es, was vernünftigen Wesen ziemt.

Wenn man ein Ereigniß als die Ursache eines andern anführt, blos darum weil jenes diesem vorausging, so ist dieß gerade so als wenn man behauptete, die Römer hätten die Welt erobert, weil sie die geheiligten Hühner

um Rath fragten. Nein, man muß streng beweisen, daß die Wirkung mit der Ursache genau zusammenhängt. —

Auf der Gränze zwischen der Schweiz und Savoien, am Fuße des Berges Saleve, liegt ein großes Dorf, Namens Chêne, wovon die eine Hälfte katholisch und Savoien unterthan, die andere protestantisch ist. Vor einigen Jahren kam Feuer in dem katholischen Theile aus und so, daß er in Gefahr war, ganz ein Raub der Flammen zu werden. Die Einwohner liefen zur Kirche und — beteten; die Protestanten eilten helfend herbei und die Feuersbrunst wurde gelöscht. Die Katholiken schrieben dieß ihrem Gebete, die Protestanten ihrer Hülfe zu.

Oft machen wir es bei größerer Feuersnoth, bei den wichtigsten Welthändeln nicht besser.

Nicht zu große Wichtigkeit lege man auf kleine Ursachen. Zuweilen wohl führen sie große Ereignisse herbei, aber gemeiniglich nur, wenn die Zeit dazu reif ist. Sie sind Gelegentliche, nicht eigentlich Hervorbringende. Ein Windeshauch macht eine Birn vom Baume fallen — er ist Ursache davon, wenn man will; aber der Wind brachte nicht die Birn hervor — das war die Erde, die Sonne, die Zeit. Die Zeit! der mächtige Hebel aller irdischen Dinge!

Allerdings haben kleine Vorfälle schon wichtige Folgen gehabt; aber das ist viel seltener als man glaubt, und dann wirken sie immer mehr negativ als positiv. Wäre Alexandern, als er seinen Heereszug nach Persien beschloß, eine Gräte im Hals stecken geblieben und er daran erstickt, so wäre Asiens Eroberung wahrscheinlich unterblieben. Dann — keine griechischen Königreiche in Syrien

und Aegypten — keine Kleopatra; Antonius hätte die Schlacht von Actium nicht verloren; August hätte nicht den Thron der Welt bestiegen u. s. w. aber ähnliche Begebenheiten würden erfolgt seyn, weil die Welt für sie reif war. Auffallender als wahr ist daher Pascals Behauptung, daß, wenn die Nase der Kleopatra kürzer gewesen wäre, die ganze Oberfläche der Erde eine andere Gestalt bekommen haben würde. Wäre selbst Cäsar, beim Uebergang über den Rubikon, ertrunken, Rom hätte dennoch der Sklaverei nicht entgehen können. Rom mußte durch das Schwerdt beherrscht werden, weil die Römer zu gierig nach kriegerischen Triumphen gestrebt hatten; war es nicht Cäsars Schwerdt, so war es ein anderes.

Der gewöhnliche Mensch (und das heißt fast alle Welt) empfängt seine Meinungen

schon völlig fertig. War die Fabrik schlecht, so erbt man sie schlecht, d. h. falsch, thöricht, und dem Wohl der Gesellschaft nachtheilig. Noch leben wir großentheils in Meinungen, die aus der Zeit der Barbarei herstammen; und leider! wir halten sie fest bis zum Aeußersten.

Nichts berührt Alltagsmenschen so unangenehm, als Nichtachtung einer hergebrachten Sitte. Welch Verbrechen zu vernachlässigen, was ihnen so ehrwürdig erscheint! Zu deutlich fühlen sie, daß man ihnen dadurch entweder die Fähigkeit zum Selbstdenken oder den Muth, nach ihren Ansichten zu handeln, abspricht. Das heißt ihnen ihre Schwachheit vorwerfen — ihnen eine unheilbare Wunde schlagen.

Den größten Beweis von Mittelmäßig-

keit giebt, wer wahre Ueberlegenheit nicht anzuerkennen vermag.

Es giebt eine Art von Gemeinschaft zwischen Menschen von Geist und Verdienst. Sie verstehen sich im Augenblick. Ihr Leben hatte verwandte Berührungen, noch ehe sie sich kannten; Menschen und Ereignisse haben gleiche Betrachtungen in ihnen geweckt, die nicht ausgesprochen zu werden bedürfen; in Büchern, in des andern Schriften finden und erkennen sie sich wieder. In diese Gemeinschaft gehen die Alltagsmenschen nicht ein, selbst wenn man sich alle Mühe giebt, sie darein aufzunehmen. Sie fassen sie nicht; sie scheint ihnen nur nichtige Schwärmerei.

Das Publikum fordert von einem Schriftsteller, dessen Buch es kauft, das Neue, und ärgert sich, wenn es etwas gegen seine herge-

brachten Meinungen findet. Dieser Widerspruch ist besonders fühlbar in der Sittenlehre, wo das allgemein Angenommene in der Regel sehr alltäglich ist und das Ungewöhnliche, wenn gleich Wahre, doch auf den Schriftsteller, der es zuerst auszusprechen wagt, ein zweideutiges Licht wirft.

Wer wagt z. B. zu sagen, daß nur die Handlungen strafbar sind, die Uebles stiften, und nur die tugendhaft, die Nutzen schaffen? Wer wird es wagen? Wahrlich, ich nicht!

Die allgemeine Anerkennung einer Meinung ist noch kein Beweis für ihre Wahrheit. Es gab eine Zeit, wo man allgemein überzeugt war, der Beweis durch Zweikampf und die Elemente, den man Gottesurtheil nannte, sei die beste Gerechtigkeitspflege, weil Gott, der Allmächtige und Gerechte, unmöglich die Unschuld unterliegen lassen könne. Welcher

Gerichtshof las je klarer in dem menschlichen Herzen? welcher war wohl unbestochener und freier von äußerm Einfluß? — Giebt es aber wohl jetzt in allen fünf Welttheilen einen einzigen Vernünftigen, der den Gottesurtheilen noch das Wort reden möchte?

Der schönste und nützlichste neueste Gedanke, wird nie im großen Haufen so viel Beifall finden als — ein Gemeinsatz der Moral.

Nichts als eine politische oder moralische Albernheit ist oft der Satz, den man auf Treu und Glauben nachspricht, ohne daß ein Einziger sich die Mühe giebt, zu untersuchen, was wohl wahres daran sei.

Es ist gleich thöricht, von nichts überrascht seyn zu wollen, als von Allem. Wenn unzweifelhaft ein gewisser Reichthum von Kennt=

nissen und Nachdenken dazu gehört, um zu begreifen, wie eine Sache, die ein Wunder scheint, nichts als die schlichte Folge der Natur des Menschen und der Dinge ist, so bedarf es unter andern Umständen eines nicht minder gründlichen Scharfsinns, um zu fassen, wie weit das, was ganz einfach scheint, außer dem Bereich gewöhnlicher menschlicher Fassungskraft liegt, oder welch schwieriges Zusammentreffen von Umständen erfordert wurde, um eine solche Wirkung hervorzubringen.

Das Herkommen ist das Gesetz der Alltagsmenschen, so wie die Sprüchwörter die Volksmoral. Aber die Sprüchwörter sind mehr werth, als das Herkommen.

„So ists immer gewesen" ist ein schlechter Grund für eine Sache, der aber freilich überhebt, einen vernünftigen anzugeben.

Auch der Weiseste und Unterrichtetste muß sich, wenn gleich erröthend, eingestehen, daß es keinen Narren auf der Welt giebt, von dem er nicht noch etwas lernen könnte.

Der genialste und glänzendste Schriftsteller, die Ehre seines Landes und der Menschheit, wird doch niemals so viele Leser, Erklärer, Bewunderer und Gläubige finden, als der heilige Lukas oder Matthäus.

Ein Schriftsteller der seinen Ruhm auf lange Zeiten und über seines Lebens Gränze hinaus, gründen will, muß neben Talent und Aufklärung auch Redlichkeit und Gewissen in der Brust tragen; denn es ist schwer, vielleicht unmöglich, beides lange mit Erfolg zu heucheln. Ehe sein Jahrhundert sich wendet, steht er verachtet da —— was sage ich? ehe

sein Leben endet. Ihn selbst erreicht noch seine Erniedrigung.

Das einzige Mittel andern Menschen Interesse einzuflößen ist, daß man sich für sie zu interessiren scheine. Aber ist dieser Schein nicht schwerer als die Wirklichkeit? und kann man Antheil zu nehmen scheinen, wo man nicht in der That wenigstens einigen nimmt?

Hüte sich jeder im Schreiben, vor Urtheilen, die die Nachwelt verwerflich finden könnte. Je mehr Verdienst einer hat, desto nöthiger ist ihm diese Vorsicht. Lebt der Name fort, wird es der Flecken daran nicht minder. Gewiß mögte Boileau im Grabe noch auslöschen, was er von Quinault gesagt. Besonders sei man auf seiner Huth, sich nicht von der herrschenden Meinung des Augenblicks hinreißen zu lassen; mehr oder weniger

hat sie immer großen Einfluß auf unsere Denkungsart — nur sehr große, weit umfassende Geister mögen sich davon frei fühlen.

Ist ein Schriftsteller Weltmann und liebenswürdiger Gesellschafter, so gelangt sein Werk selten zur Unsterblichkeit. Nicht daß es ihm darum an Kenntnissen, Geist und Talent fehlte — aber seine Schöpfungen tragen unbewußt meistens das Gepräge des Kreises, dem er gefallen will. Dasselbe gilt von einem Schriftsteller der sonst anerkannte Verdienste hat, und dessen Kreis sich durch Geist und Wissenschaften Ruf erwarb. Jeder Zirkel hat sein Interesse, seine Vorliebe, seine herrschenden Meinungen, die jedes seiner Glieder immerwährend im Auge hält; sehr natürlich daß auch er allmählig mehr Wichtigkeit darauf legt, als sie verdienen. Aber die Welt dreht sich fort; das lebende Geschlecht verschwindet;

andere Interessen, neue Beziehungen treten an die Stelle der erstern. Da zeigt sich dann der unendliche Vortheil den der alleinstehende Schriftsteller voraus hat; sein Schimmer ist nicht der Abglanz der Sonne des Augenblicks. Er hat, in der moralischen und physischen Welt, mit eignen Augen gesehen, und die Natur der Dinge geschildert, die wechsellose, die immer des Nachdenkens werth und beleh- rend ist.

Sagt ein Dichter, daß er nur für den engern Freundeskreis seine anspruchslosen Verse schrieb, und bei ähnlichen Entschuldigungen, so denke ich immer: desto schlimmer! Warum schreibt er Dinge, die nicht des Lesens werth sind? und sind sie des Publikums nicht würdig, was frommt den Freunden ein solcher Vorzug? Wer wird es glauben, daß man etwas drucken lasse, damit es nicht gelesen werde?

Die Briefe der Frau von Sevigné, die zweimal wöchentlich ans Licht traten, folgten einander vielleicht zu schnell. Sie ließ den Veranlassungen und Ereignissen nicht die nöthige Zeit und sendete oft Nachrichten zweihundert Meilen weit, die nicht verdienten zum nächsten Schlosse zu gelangen. Sie fühlt das selbst, indem sie sagt: „Lese ich meine Briefe wieder, so bin ich versucht, sie ins Feuer zu werfen, bei den Kleinigkeiten die ich schrieb.“ Aber hier war die Form mehr werth als der Gehalt; der unbedeutendste Stoff gebar bei ihr eine Menge Gedanken und Gefühle und leitete sie auf Resultate in dem Wesen des Menschen. Dann freilich gewinnt alles Wichtigkeit.

Montesquieu unterscheidet in der Gesellschaft zwei Menschen-Klassen: die Unterhaltende im Gegensatz von der Denkenden. Es

giebt eine dritte, die weder denkt noch belustigt! Guter Montesquieu! was that sie dir, um sie also zu vergessen?

Gespräch.

Alceſt. Ein Mann von guter Geſellſchaft möchte ich gern werden. Wie iſt das wohl anzufangen?

Philint. Unterhalten, ohne fremde Eigenliebe zu verwunden.

Alceſt. Und weiter?

Philint. Weiter nichts.

Alceſt. Sie ſcherzen.

Philint. Keineswegs.

Alceſt. Wie? Ein Mann der untreu in ſeinem Amte geweſen wäre, niedrigem Eigennutz ſein Vaterland aufgeopfert hätte — wie könnte er in guter Geſellſchaft zugelaſſen werden?

Philint. Warum nicht, iſt er nur

klug genug, der Schande auszuweichen, ist er reich, trägt er Titel und Ordensband?

Alcest. Wenn es so ist — wohlan! es lebe die gute Gesellschaft, um des Landes Glück zu vollenden!

Androphilus hat stets alle getäuscht, die sich über ihn lustig zu machen gedachten. Was ist auch mit einem Menschen anzufangen, der die Welt für eine fortdauernde Versuchung hält, wo von den Versuchern die einen die Rolle der Schöngeister, die andern großer Herren, und alle die, ehrlicher Leute, spielen. —

Damis hat ein Buch gelesen, dessen Gedankenreihe er für neu und wahr erklärt. Er lobt den Schriftsteller und schwört auf sein Wort. Nun denkt ihr wohl, daß er diese Gedanken angenommen, daß sie die seinigen

berichtigt, und daß er sie zur Regel seiner Reden und Handlungen machen wird? — Daran hat er selbst im Traume nicht gedacht. Die Lehre ging ihm durch den Kopf, aber nichts blieb darin. Macht man ihn darauf aufmerksam, so antwortet er: „Das ist alles recht gut in Büchern —" Querkopf! was aus Büchern nicht ins Leben übergehen kann, ist zu nichts gut!

Der größte Theil der Leser will kein Buch das Nachdenken erfordert. Das ist zu beschwerlich. Er will kein Werk, das Mängel und Fehler rügt. Die Aufgabe schreckt seine Trägheit. Was will er denn? Daß das Gute von selbst geschehe.

Die Freimüthigkeit des Ausdrucks bezeichnet den großen Schriftsteller und mißfällt immer den Alltagsmenschen. Ist sein Ruf

schon so begründet, daß er den Vorwitz schreckt, so beklagt man sich leise: „Montaigne ist glücklicher Weise dunkel durch seine alterthümliche Sprache! — Voltaire hätte doch besser gethan, in mehrern seiner Schriften, über gewisse Gegenstände weniger deutlich zu sprechen — J. J. Rousseau treibt zuweilen die Freimüthigkeit zu weit!“ Aber vor ihrem Ruhme, wie würde man die armen Leute behandelt haben! oder vielmehr, wie ist man mit ihnen umgegangen! Welche Schamlosigkeit, welche Frechheit! Manchmal gelten sie wohl gar für Bösewichter, von denen eine gute Justiz die menschliche Gesellschaft hätte befreien sollen.

Schriftsteller (ich meine solche, die nach Erfahrung und nicht nach Büchern schreiben) wenn sie es mit der Wahrheit ehrlich meinen und bei zwei bis drei Veranlassungen recht behalten haben, dürfen den Anspruch machen,

nie ohne gründliche Prüfung verurtheilt zu werden; selten hat man dreimal blos aus Zufall recht.

Es ist besser, ein gutes Buch zweimal lesen, als ein schlechtes einmal.

Gewisse Leute, denen man Geist und Verdienst nicht absprechen kann, gefallen sich doch nur in Gesellschaft untergeordneter Menschen, um — darin zu glänzen. Ein großer Fehlgriff! In der Reibung mit Menschen von Geist gewinnt man immer etwas; wer sich unter seichte Köpfe mischt, wird bald zu ihnen gehören.

Keine zuverlässige Freundschaft ist zwischen zwei Gelehrten möglich, wenn nicht beide die Wahrheit mit Empfänglichkeit und redlichem Willen suchen. Einheit und Einigung ist der

Karakter der Wahrheit, Vielheit und Entzweiung der des Irrthums; von ihm geleitet, werden sie bald verschiedenen und feindlichen Richtungen folgen.

Die einzig wahren Freunde sind die, die man durch gute Eigenschaften erwirbt. Das andere sind Gesellschafter, Mitgenießer oder Mitschuldige.

Um in der Unterhaltung zu überzeugen ist nicht eben eine so strenge Gedankenordnung und eine so engverbundene Schlußfolge nöthig, wie es in Schriften erforderlich um auf Beredsamkeit Anspruch zu machen. Da muß man weniger den Gegenstand der Unterhaltung als die Personen, mit denen man spricht, berücksichtigen, wo möglich seine Gründe aus den Meinungen seines Gegners ziehen und ihm, sei es auch durch Trugschlüsse, zeigen,

daß die aufgestellte Behauptung aus seinen eignen Ansichten folge. Die Unterhaltung erfordert List, weil man meistens nur mit beschränkten und befangenen Menschen zu thun hat. In Schriften dagegen muß man so gut als möglich sprechen, klar und frei — denn da hat man das unparteiische Publikum und, was mehr noch ist, die Nachwelt zum Richter.

Hat man keine guten Gründe für den Gegner, ziehe man sich durch einen Witz aus der Sache! Hat man Unrecht, gewinne man die Lacher! — Abscheulicher Grundsatz! — Nicht zu leugnen! — Wie kann man ihn also empfehlen? — Weil er die Verkehrten zwar nicht bekehrt aber — entwaffnet.

Wer für Witz empfänglich ist — hat Geist; wer Scherz versteht, noch mehr.

Wie Rochefoucauld sagt, die Heuchelei sei

ein Opfer der Huldigung, das das Laster der Tugend bringe.

Könnte man nicht eben so gut Bücher, die uns überreden wollen, Vorurtheile seyen nützlich, Opfer nennen, die die Verirrung der Vernunft bringt?

Der Baukünstler und der Schriftsteller.

Der Baukünstler. Sie haben über Staatswirthschaft geschrieben — gewiß ein treffliches Werk! Doch werden Sie mir nicht zumuthen, Ihnen auf's Wort zu glauben. Ich will daher erst studieren was vor Ihnen über diesen Gegenstand geschrieben worden ist, um beurtheilen zu können, ob Sie recht haben.

Der Schriftsteller. Mir nicht auf's Wort zu glauben, daran thun Sie sehr wohl und ich lobe Sie darum. Doch ehe ich Ihr

neues Gebäude bewundere, erlauben Sie mir, es einreißen zu dürfen; ist es dann verschüttet, so will ich es ausgraben, um ganz genau von der Schönheit der Formen und der Bequemlichkeit der Einrichtung urtheilen zu können.

Der Baukünstler. Setzt Sie denn dazu nicht Ihr eigner Geschmack, und der Zweck, wozu das Haus bestimmt ist, in den Stand?

Der Schriftsteller. Nun warum urtheilen Sie denn von meinem Buche nicht nach eignen Begriffen und Untersuchung des Gehalts?

Nicht die Prediger allein lehren, was sie selbst nicht thun, auch die Philosophen und Gelehrten; warum? Sie sind früher Menschen, als Apostel, Denker und Dichter.

Wie viel schöne Dichtungen und Sprüche hart neben übelm Wandel und Werken! — Sagte Diderot nicht: „Je siegreicher die

Wahrheit durch sich selbst sei, desto züchtiger und bescheidener müsse sie sich zeigen?“ Und welcher Schriftsteller war im Ausdruck wohl zügelloser als er? —

Ich habe einen Romanenschriftsteller gekannt, der sich nicht etwa einer richtigen noch selbst angenehmen Schreibart befleißigte; eben so wenig mit Wahrheit, Sitten und Karaktere der Menschen zu schildern oder ihre Laster und Verkehrtheiten zu bessern — lauter Eigenschaften denen er wenig Wichtigkeit beimaß; aber er strebte nach dem Ruf viel Einbildungskraft zu haben, denn er sagte, daß man in seinen Werken einige fänd. Auch war es das, worauf er den mehresten Werth legte. Bewiesen aber seine Romane wirklich Einbildungskraft? O nein! — Die Einbildungskraft besteht nicht darin, eine Menge Personen und Ereignisse zu schaffen; man muß es

auch verstehen, Begebenheiten ohne Weitschweifigkeit und Langeweile, mit Wahrscheinlichkeit, herbeizuführen; sie müssen natürlich ohne Alltäglichkeit, Theilnahme erregend ohne Wortgepränge, neu ohne Albernheit und so mit dem Hauptfaden verwebt seyn, daß sie Wirkung und Ausgang wie von selbst, herbeiführen.

In Ansehung der Personen ist's nicht mit einem Gemälde wilder oder göttlich vollkommner Karaktere gethan, oder mit Andichtung verkehrter Neigungen, wie sie sich in keiner Menschenbrust regen; sie müssen vielmehr, durch ihre Aehnlichkeit mit der Natur, ergreifen, der Handlung nützen, der Mühe werth seyn, geschildert zu werden, und ihrem Karakter, Geschlecht, Alter und Stande gemäß sprechen und handeln. Nur einen solchen Roman, und wären die Begebenheiten noch so einfach, be-

lebt wirklich Einbildungskraft, und so nur ist sie ein seltener und köstlicher Vorzug.

Besitzt ein Schriftsteller diesen innern Reichthum, so weckt jede Lage, jede Thatsache eine Menge Gedanken und Gefühle, und hat er Geschmack und Kunstsinn, so erhöhen jene Gedanken und Gefühle nothwendig den Haupteindruck. So, wenn Camoëns die Abreise des Vasco da Gama und seiner Gefährten zu einer gefährlichen Seereise schildert, stellt er sie uns lebendig vor Augen, wie sie sich mit Gebeten dem Tode weihen, begleitet von langen Wallfahrtszügen der Geistlichen, und den Gelübden der Frommen für sie. Er malt uns die Menge die das Ufer erfüllte. Er läßt uns die Abschiedsworte einer Mutter an ihren Sohn, einer Gattin an den Gatten hören, eines ergrauten Weisen, der die Ursachen und Folgen einer so weitaussehenden Unternehmung, die Eitelkeit des Ruhmes, das

Mißgeschick schildert, das dem Eroberer droht. Das ist mehr als die Erzählung einer Einschiffung.

In seiner Schilderung von Trojas Untergang, läßt Virgil den Aeneas, der zu Priams Pallast eilt, um ihn gegen die stürmenden Griechen zu vertheidigen, durch eine geheime Thür hineinschlüpfen. Dieß scheint nur ein erklärender Nebenumstand; aber wie hebt er sich durch den Zusatz hervor, daß auf eben diesem Wege, in glücklicherer Zeit, Andromache den Astyanax zu Priamus führte. Vor den Augen des Lesers stehen die Tage entflohener Ruhe, entschwundenen Glücks neben den Gräueln und Mordscenen, die der Dichter beschreibt; und dieser Rückblick hat etwas sanft erweichendes, wie alles was auf eine schönere Vergangenheit deutet.

Das ewige Lob der Natur, der schönen,

der mannichfaltigen, der schöpferischen, majestätischen Natur — dünkt mich oft sehr abgeschmackt. Die Natur ist, was sie ist; sie hat ihr Gutes und ihr Böses; sie darum preisen, gleicht einem Loblied auf den Nebel, auf eine grüne Wiese, auf Regen oder schönes Wetter, auf die Blattern oder eine schöne Frau. Mögten doch die Schriftsteller, die vorsätzlich die Natur auf Kosten der Kunst loben, nicht sagen: „Die Natur wirkt immer Gutes und die Kunst vermag nichts, als es zu verderben" sondern vielmehr: „Es ist viel Schönes und Gutes darin!" und lasse man mir den Glauben, wenn er mir Freude macht, daß ein Gleiches von den Werken der Kunst gelte.

Welche freundliche Dichtung — unser Eden! ich ziehe es dem Elysium der Griechen weit vor. Dieses verletzte alle Wahrscheinlich-

keit. Es hing unmittelbar mit der Hölle und der Unterwelt zusammen; den Eingang fand man nur durch unterirdische Höhlen und dennoch (welcher Widerspruch!) fand man dort eine reine Luft und einen heitern Himmel wieder; niemand wohnte dort als Schatten und Dünste.

Die Redlichen genossen der Ruhe, aber was ist die Ruhe ohne vorhergegangene Anstrengung? Müßiggang, Langeweile — Strafe*). Glück ist nur — Fähigkeiten besitzen und sie mit Erfolg üben. Das Paradies der Hebräer

---

*) Fichte hat irgendwo sehr klar erwiesen, daß indem der Begriff aller Thätigkeit, der des Uebersteigens von Schranken und Hindernissen ist, die Seeligkeit (von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet) nothwendig in absoluter Ruhe bestehen müsse. Man denke an Schlegels Gott ähnliche Faulheit! — Viele mögen wohl ihren Reitz praktisch früher gekostet, als den Frost des Satzes geahnet haben.

Anm. des Uebers.

ist viel reitzender. Alles was die Erde Mannichfaltiges und Schönes darbietet, fand sich darin vereinigt. Thiere, die wir nur hinter Gittern zu sehen wagen, nahten dem Menschen schmeichelnd. Allgemeines Wohlwollen, gleiche Glückseligkeit wurde gespendet und empfunden. Mäßige Arbeit, Früchte zu sammeln, Heerden zu ziehen, um sich mit Wollust zu nähren, um wonnevoll auszuruhen — kurz alle Güter des Lebens winkten dort, bis auf die Liebe selbst, das Höchste von allen. Miltons Scharfsinn hat klar erkannt, was sich aus Allem dem machen ließ.

In Schauspielen und Romanen (den Kindern einer Mutter) will man keinen Auftritt, keinen Zug der nicht zur Handlung gehöre. Die reitzendsten Situationen, die glänzendsten Sentenzen, die schönsten Verse — wenn sie nicht zum Zweck führen, sind ein Flecken und

erkälten den Zuschauer. So lehrt Horaz, Boileau und die Vernunft. — Die Vernunft! Wie aber? In der Natur (deren Nachahmung die Kunst bezweckt) wie viel giebt's da verlorne Worte! Soll nun die Nachahmung vollkommen seyn, muß sie deren nicht auch haben?

Verständigen wir uns! Der Zuschauer will wohl Nachahmung, aber er will darum nicht alles nachgeahmt sehen. Nicht alles was geschehen und gesagt worden ist — nicht einmal alles Schöne und Gute — gebe man ihm; sondern nur das was er zu wissen sich sehnt. Und was ist das? Alles was die Person angeht, die ihn beschäftigt, was auf ihr Schicksal Einfluß hat. Das ist's was er für den Augenblick wünscht, nicht den Geist des Schriftstellers, nicht seine Ansichten und Beschreibungen, nicht selbst seine ängstliche Genauigkeit. Hat er seine Personen nicht

brauch geheiligt hat. Großen Schriftstellern kömmt es zu, die Sprache zu bilden, und den Grammatikern, Rechnung darüber zu führen. Aber um darin aufgenommen zu werden, muß die kühne Neuerung glücklich und nöthig seyn.

Wenn es eine geheime Selbstüberwindung ist, zu rechter Zeit Gedanken von minderer Wichtigkeit aufzuopfern, so dürfte es ein nicht minder löbliches Verdienst seyn, im Schreiben alles zu unterdrücken, was nicht für den Sinn als unentbehrlich erkannt wird. Nichts giebt der Sprache mehr Kühnheit und Kraft. Der Leser fühlt sich hingerissen; er folgt mit Vergnügen einem Führer, dessen Wagen in wenigen Augenblicken eine weite Strecke Landes und eine Menge Gegenstände überfliegt. Der Schriftsteller, der alles ausdrücken will, ermüdet; man kömmt nicht weiter, wird ungedul-

dig — mögte ihm voraneilen; man gähnt und — wirft ihn weg.

Ein Uebersetzer muß die Sprache, die er erklärt, nicht blos verstehen; er muß auch ihre Feinheiten und Schönheiten fühlen. Wie könnte er uns Ersatz für eine Schönheit geben, die ihm entgangen? Er muß guter Schriftsteller in seiner Sprache seyn, damit er gelesen werde; er muß selbst Geschmeidigkeit genug besitzen, um seinem Vorbilde entsprechende Formen zu wählen und, im Nothfall, Ausdrücke, Wendungen und Bilder durch andere zu ersetzen wissen, die dem Genius seines Volkes zusagen und in der Seele des Lesers gleiche Gefühle wecken, wie der Urschriftsteller bei dem seinigen hervorrief. Darf man sich daher wohl wundern, daß gute Uebersetzungen so selten sind?

Wie man wohl einen schlechten Uebersetzer hindern könne, ein schönes Werk zu verderben, und einen elenden Schriftsteller, eine Geistesblüthe zu entblättern — das Erhabene herabzuziehen *)? — Die Frage wäre wohl einer akademischen Preisaufgabe werth.

Man hört zuweilen sagen, daß die Gabe der Schreibart doch nur auf Worten beruhe, das Wesentliche aber der Reichthum der Gedanken sei. Das scheint wahr und unwiderleglich und ist doch — falsch. Die nämliche Thatsache ist nicht mehr dieselbe, je nachdem sie von einem geistreichen oder geistlosen Menschen, von einer gefühlvollen oder kalten selbstsüchtigen Seele mitgetheilt wird.

Sie sind selbst davon auf sehr verschiedene Art ergriffen; sie haben in derselben Sache sehr

---

*) Bezahlt ihn, daß er — nicht schreibe.
Anm. des Uebers.

widersprechende Dinge erblickt. Daher kömmt es, daß mit demselben Stoff ein Schriftsteller lächerlich, langweilig oder gar empörend erscheint, während ein anderer Verstand und Herz anspricht, entzückt, fesselt. Man denke an Pradon und Racine.

Wenn ein alltäglicher Schriftsteller sagt: „In den Augen der Hofleute wiegt großer Reichthum die Niedrigkeit der Geburt, den Mangel an Erziehung und Zartgefühl auf,“ so ist das richtig; es ist ein gemeiner Gedanke in einem gemeinen Gewande. Aus der Feder eines großen Schriftstellers wird er nicht nur als Wahrheit hervorgehen; er wird sich euerm Gedächtniß eingraben, eurer Schadenfreude ein Lächeln abgewinnen, und die mit Schande bedecken, die sich versucht fühlen mögten, den Glücksgütern zu ungescheut zu huldigen, kurz er wird sagen: „Wenn der Geschäftsmann

seinen Schlag verfehlt, so nennt ihn der Hofmann einen — Bürgerlichen, einen Armseligen, einen Tölpel; glückt's ihm, so hält er um seine Tochter an*)."

Uebertreibung im Reden verräth Schwäche, so wie ärztliche Windbeutelei, Unwissenheit. Wer mit seinen Kräften prahlt, mißtraut ihnen.

Ein plumpes Lob widersteht selbst dem, der der Gegenstand desselben ist, hat er anders Geschmack und Würde; kann man sich wundern daß er dem parteilosen Leser mißfällt? Das Publikum nimmt so wenig Theil an denen, die man lobt, daß das Lob in seinen Augen, einzig durch das Verdienst der Ausführung Werth erhält; es ist die Fähig=

---

*) La Bruyère.

keit des Schriftstellers, die Geschicklichkeit, womit er die schwierige Aufgabe lös't, einen magern Stoff durch die Form zu heben, welcher man Beifall schenkt.

Vom Scherz mögte ich sagen, wie von der Musik: Ein wenig macht Vergnügen, wenn sie gut ist; mehr — ermüdet; und beide zu lange fortgesetzt, sind nicht auszuhalten.

Die Musik ohne Gesang ist nichts als ein Lärm nach Zeitmaß und Regel. Aber auch die gesangreichste Musik, die schönste, die trefflichst ausgeführte, ermüdet immer nach einiger Zeit — wenigstens die Hörer. In einer Abendgesellschaft, wo man herrliche Musik machte, nur ein wenig zu lang, fragte jemand eine geistreiche Frau: „Sind Sie nicht bezaubert?“ „Bezaubert?“ antwortete

sie, „nein, das gerade nicht, aber ich genieße mein Vergnügen in Geduld.“

Die schönste Ode rührt wenig, und gewährt weder Belehrung noch Belustigung. Es ist die Sonate der Literatur. Wie nun, wenn sie gar schlecht ist?

Ein Weiser ist ein Mensch, der von der Sache, womit er sich beschäftigt, alles weiß, was man im gegenwärtigen Augenblicke wissen kann, wo die menschlichen Wissenschaften am weitesten vorgerückt sind. Ein Gelehrter weiß, was man davon wußte, als sie noch in der Wiege waren.

Zwischen einem Denker und einem Gelehrten ist derselbe Unterschied, als zwischen einem Buch und einem Inhaltsverzeichniß.

Schaut jenen Mathematiker! Er hat sich nie verrechnet, und doch nicht eine richtige Idee. Er zieht richtige Schlüsse aus einem falschen Ursatz; er folgert gut aus schlecht gemachten Bemerkungen. Nicht die Meßkunst sondern die Beobachtung giebt den Stoff der Berechnung her; und die Eigenschaften des Beobachters sind nicht die des Rechners. Um die Wahrheit zu finden, ist es wesentlich, die Dinge, den Grund alles Kalküls, zu sehen, nicht so wie wir sie wünschen, sondern so wie sie sind, im Reich des Geistigen und Sittlichen wie dem der Natur. Dann erst rechnet oder vernünftelt — ihr könnt euch noch immer täuschen; aber ihr werdet mindestens mit keinem Irrthum angefangen haben.

Man kann, bei sehr schiefen Ansichten, ein großer Geometer seyn, denn auch der beschränkteste und verkehrteste Verstand vermag

eine arithmetische Regel ohne Fehler anzuwenden. Auch besteht Pascals und Newtons hohes Verdienst nicht darin, tiefe Mathematiker gewesen zu seyn, sondern zuvörderst und wesentlich in ihrem scharfsinnigen Urtheil und dann erst in ihrer Rechenkunst.

Fangt nie einen öffentlichen Vortrag mit zu viel Selbstvertrauen an — das verstimmt — doch eben so wenig mit zu viel Schüchternheit; das würde die nöthige Achtung schwächen. Steigt auf die Rednerbühne, wenn eine da ist, mit der edeln Sicherheit eines Mannes, der, seiner eignen Absichten gewiß, dennoch sich nicht erlaubt die der andern verdächtig zu machen; ungewiß des Erfolgs aber, was auch geschehe, sich bewußt, nur seiner Pflicht gehorcht und nichts gegen sein Gewissen ausgesprochen zu haben. Dann, wenn der Gegenstand es mit sich bringt, seid einschmei-

chelnd, streng, lebhaft, stolz, — kurz alles was ihr wollt; man wird nun das Gefühl das euch begeistert, nur dem Einfluß des Gegenstandes zuschreiben, der euch hinreißt, und kein Vorwurf wird mehr die Person des Redners treffen.

Ihr klagt die Schriftsteller an, die vermeintlich nur halbvernünftigen, die auf das Vorurtheil eben so viel Rücksicht als auf die Wahrheit nehmen, denen man aber doch reine Absichten und hinlängliche Kenntniß von allem vorhandenen Guten und Wahren nicht absprechen kann. Habt Geduld große Geister! und erzürnt euch nicht über eine Art, die nicht minder nützlich als die eure ist. Nur von Stufe zu Stufe steigt, die Wahrheit zum Volke herab. Seyd ihr nicht zufällig einmal Zeugen gewesen, wie irgend ein Meister einen Gedanken etwa Arbeitern begreiflich machen wollte? Habt ihr beobachtet, wie die

armen Leute dastanden, mit offenem Munde, begierig den Sinn zu fassen, der ihnen dennoch entschlüpfte. Wenn aber einer aus ihrer Mitte die Erklärung des großen Mannes in ihre Sprache übersetzte, so gelang dem unwissenden Dolmetscher auf der Stelle (das jenem unmögliche) sich verständlich zu machen. Ihr verblüfft die Menschen von gewöhnlicher Fassungskraft, während mittelmäßige Schriftsteller sich zu ihrer beschränkten Art herablassen. Euer Licht blendet das schwache Auge; sie zittern, sich daran zu versengen und wollen lieber einer Stocklaterne folgen.

Eine fixe Idee (ein alle andern überherrschender, nie weichender Gedanke) ist Wahnsinn; eine von einem gewissen Standpunkte aus so fest (und als allgemein) aufgefaßte Ansicht, daß der Ausspruch der Vernunft nichts mehr vermag — Vorurtheil; ein allseitig

(und von jeder Fessel) freies Urtheil — Weisheit.

Was ist ein Scharlatan (Marktschreier)? ein Mensch der ein Gerüst besteigt, um seine Tropfen anzupreisen! still! still! mit dem zu kühnen Gedanken — den muß man unterdrücken; man wird sagen daß ihr unter Gerüst auch eine Akademie meinen könnt, einen Rednerstuhl, eine Kanzel, einen Thron — kurz einen erhabenen Standpunkt jeder Art, von wo aus man sich laut und fernhin aussprechen kann.

In Staatsangelegenheiten giebt es zwei Arten, sein Talent zu nützen; die einen wünschen erkauft zu werden, die andern dem öffentlichen Besten treu zu dienen. Das erste Mittel ist das gewandteste, das zweite das

ehrenvollste; vielleicht, alles wohl erwogen, auch das sicherste.

Es giebt Schriftsteller die gern Verstand zeigten, um dem Spott der Denker zu entgehen, und doch auch die Vorurtheile in Schutz nehmen mögten, um Theil an ihrer Ausbeute zu nehmen. Ihr Schwanken ist zuweilen lächerlich. In guten Zeiten lacht das Publikum über diese Schriftsteller; in schlimmen lachen sie das Publikum aus.

Keine Sache ist so schlimm, daß man zu ihren Gunsten nicht Gründe fänd. Man hat Loblieder auf die Thorheit, auf das Fieber, auf Nero gemacht, und in allen findet man Gründe, die sich in Wahrheit hören lassen. Folgt daraus daß es eine gute Sache war? Keinesweges! und warum nicht? weil es noch bessere Gründe gegen sie giebt. Um ganz

über eine Frage zu entscheiden, muß man also nicht nur das Für, sondern auch das Wider hören.

Wie nun bei politischen Fragen — ist das Publikum, als höchster Richter, weil es sich von ihm und seinen Interessen handelt, im Stande das Für und Wider zu vernehmen und zu erwägen? Niemals! Seine Stimmführer entreißen sich, einer dem andern, das Wort; und, oft nur aus Rechthaberei, gewinnt es der Geschickteste, oder der die größte Partei für sich hat, dem Gegner ab. Und das arme Volk, das man überredete, aus Liebe zum Frieden, einer Bande Advocaten das Ohr zu leihen, wie sollte es das weiseste beschließen? Es begeht Thorheiten; man greift durch Verbote ein und — nennt das Regieren, (Herrschen).

Ein König von England hält vom Throne

eine Rede an das Parlament; ein Präsident antwortet ihm darauf (mit andern Worten) was der König ihm so eben in seiner Rede kund gethan. Ein Fürst entwirft mit seinem Minister einen Bericht, den dieser ihm über den Zustand der Nation erstatten soll, woraus sich natürlich ergiebt, daß keine in der Welt besser regiert wird. Man giebt sich so viele Mühe, glauben zu machen, daß man sich mit dem öffentlichen Wohl beschäftige, daß es viel einfacher und bequemer wäre, es wirklich zu thun.

Höret jenes Mannes Ansicht: „Welch schönern Beruf giebt es als den der Waffen? Er ist es, der die edelsten Kräfte des Menschen entwickelt: den Muth, den Scharfsinn, die Vorsicht. Er ist der angeborne; kennt der Sohn der Natur ein anderes Streben als den des Angriffs oder der Vertheidigung?

Im geselligen Zustand ist es der Krieger der das Schicksal der Reiche lenkt. Seinem Willen verpfänden die bürgerlichen Staatsdiener ihre Talente. Mein Muth und mein Schwerdt — welch edler Wahlspruch! Er beherrscht die Welt; er fordert ihre Opfer und selbst ihre Achtung. Hier ist die Quelle aller Größe und Herrschaft; und wo findet man schönere Beispiele von Hingebung, Großmuth, Beständigkeit, Freigebigkeit und Seelengröße als in der Kriegsgeschichte aller Länder?“ —

Nun höre man aber den Andern: „Giebt es wohl ein abscheulicheres Handwerk als den Krieg? wo nur die Gewalt herrscht und Recht und Gerechtigkeit mit Füßen getreten wird; wo es Ehre und Ruhm ist, nicht zu bauen sondern zu zerstören. Schrecken fliegt dem Soldaten voran, Jammer folgt seiner Spur. Unfähig etwas zu erzeugen, nur auf Kosten der Arbeitenden lebend, ist er der Fluch des

Ackerbaues und des Kunstfleißes. Ein Feldherr ist nichts als ein glücklicherer oder geschickterer Räuber, der den Müttern ihre Kinder, den Kindern ihre Väter entreißt, um sie zu Räubern zu machen gleich ihm. Durch seine Satelliten raubt er der Völker Erwerb und Eigenthum und bezahlt die Sclaven mit dem Glück der Nationen. Kein Gesetz, keine gesellige Ordnung vor seiner Willkühr! Kriegerische Herrschaft — unbeschränkte, ungerechte Gewalt sind gleichbedeutende Begriffe."

In der Reihenfolge dieser entgegengesetzten Behauptungen ist nicht eine die nicht wahr und des strengsten Beweises fähig wäre. Der Beruf des Kriegers erscheint daher als der höchste oder als der niedrigste, einzig nach Maßgabe des Standpunktes aus welchem man ihn ins Auge faßt.

Der wahre Gewinn der Preßfreiheit be-

steht darin, der öffentlichen Meinung, die, spät oder früh, die Welt regiert, die Hauptgegenstände reinmenschlicher Prüfung von allen Seiten zu zeigen. Sage man von der Freiheit so viel übles, als man wolle; ohne sie ist es unmöglich zu wissen, was man thut.

Es lebe die Inquisition! Sie ging gerade auf ihr Ziel los und hatte das Mittel gefunden, immer Recht zu haben; das, ihre Gegner zu verbrennen.

Ich weiß nicht, warum man die Preßfreiheit immer als einen Vortheil für die Schriftsteller betrachtet; das ist sie ganz und gar nicht. Sie ist einzig das Interesse der Leser; denn sie sind es, die es gilt, zu betrügen oder zu enttäuschen.

Ein Schriftsteller dessen Ideen bestimmt und abgeschlossen sind, schwebt immer in der Furcht zu wenig oder zu sehr begriffen zu werden.

Alles kann man sagen, spricht einer dem andern nach; es kömmt nur auf die Art an, wie man's thut. Wahrlich! eine schöne Freiheit, zitternd eine lichtscheue Wahrheit wagen zu können, all' ihres Glanzes und ihrer Kraft beraubt, begriffen nur von solchen die ihrer nicht bedürfen, und vor den Angriffen der Macht sicher, blos weil sie außer dem Bereich der Thorheit liegt*)!

Stets ist mir ein öffentlicher Vortrag als eine Beleidigung für's Publikum erschienen,

*) Weil sie für die Menge nicht faßlich, folglich auch nicht gefährlich ist.

wo ein Redner in hochtrabenden Redensarten das Gegentheil von dem ausspricht, was er denkt, vor einer Versammlung die vom Entgegengesetzten dessen, was er sagt, überzeugt ist. Und was soll man nun gar von einem Publikum sagen, das, ohne selbst den Anschein des Mißgefühls, geduldig Niedrigkeiten verdaut, wovon man ihm einen Antheil beimißt, Lügen, denen es nicht widersprechen kann, und Thorheiten die es nicht auspfeifen darf.

Die Aufmerksamkeit des Publikums ist nicht unerschöpflich; sie kann sich einem Gegenstande nur auf Kosten des andern zuwenden. Die Stunden, im Plaudern, Lesen und Grübeln über einen schändlichen Streit, ein öffentliches Unglück, über einen Eroberer — vergeudet, sind ein Raub am Volksunterricht, an nützlichen Beschäftigungen, an Aufmun-

terung der Wissenschaften und an der Würdigung schöner Handlungen.

Alle Regierungen ohne Ausnahme, die schlechten wie die guten, geben sich den Anschein der reinsten, wohlwollendsten, großherzigsten Absichten. Man verschwendet unter dem Titel der Sparsamkeit, führt Krieg aus Liebe zum Frieden, birgt Raub unter dem Mantel der Gerechtigkeit, und übt Willkühr im Namen des Gesetzes. Auch traut ihr, wie ich sehe, diesen schönen Aushängeschildern nicht mehr. Ihr seht kein Mittel, die Rechtlichkeit der öffentlichen Gewalt zu beurtheilen; indessen giebt es eins und noch dazu ein untrügliches. Gedenkt des alten Sprüchworts: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will sagen, wer du bist.“ Aendert dieß nur ein wenig — um ein Wort — — wie,

ihr wißt es nicht? — Nein! — „Sage mir, wen du anstellst,“ — — Ah! getroffen!

Schlechte Regierungen sind mit einer Art Kleister überzogen, woran sich Geldgierde, Angeberei, verkehrter Sinn und Wille und alle Laster festhalten, und welcher einen unübersteiglichen Ekel gegen alle gute Zwecke, richtige Ansicht und gesunde Vernunft erzeugt. Was ist der Erfolg? Verachtung und Haß; indessen haben solche Regierungen die Schlechten auf ihrer Seite, die leicht zu handhaben und minder bedenklich sind. Einst wagte ich es, Napoleon den Vorwurf zu machen, daß er das Volk verschlechtere. Es ist unmöglich den feinen Hohn zu malen, womit er mir erwiederte: „Sie wissen also nicht, daß man die Menschen sicherer durch ihre Laster als durch ihre Tugenden beherrscht?“ Wohin hat ihn nun diese vermeintliche Geschicklichkeit ge-

bracht? Was ist es für ein Vortheil, die Verkehrten oder die Thoren für sich zu haben, deren Reich nur eine Zeitlang dauern kann, weil alles es erschüttert; und dagegen sich mit dem Menschenverstand, der Wahrheit und der Redlichkeit zu entzweien, deren Ansehen jedes neue Ereigniß steigert, und deren Herrschaft immer die stärkste bleiben wird, weil sie auf das Wohl der Mehrzahl gebaut ist.

Unter dem großen Haufen sind es immer nur wenige, die weise seyn wollen, die man aber für Narren ausschreit und mit Steinen wirft. Die einen verfolgen sie, weil jene nicht ihrem Hasse dienen wollen, die andern, weil sie nicht ihren Ethusiasmus theilen.

Ja man hat manche auf's Schaffott geführt, weil sie nicht bewundern wollten, was sie nur zu würdigen wußten.

Man will anerkannt seyn; aber man liebt nicht, gerade so gewürdigt zu werden, wie viel man werth ist.

Die Weiber und die Fürsten behaupten immer, daß sie die Wahrheit lieben. Versucht es, sie ihnen zu sagen, und ihr werdet sehen, was daran ist. Der beschränkteste Neuling in der Kunst, den Hof zu machen, weiß, daß man nie andere als angenehme Wahrheiten sagen soll. Bei den Frauen bringt diese Kunst wenig Gefahr; ihre Gunst macht keine Unglücklichen. Aber bei Hof ist dieß eine andere Sache — und darum ruft Rabelais aus: Teufel, warum giebt es einen Hof? —

Das Spiel, die Jagd und die Liebe bringen die Stände einander näher — und machen ihre Abstufungen verschwinden. Diese Bemerkung ist schon da gewesen; aber hat

man auch wohl bemerkt, daß Liebschaften, Jagd und Spiel auch die Geister gleich macht? Der vorgesetzte Zweck ist auch dem Mittelmäßigsten erreichbar; dabei fühlt er sich folglich nie in einer untergeordneten Rolle. Darin dienen uns selbst die Thiere zum belehrenden Beispiel.

Die Engländer pflegen den Frauen niemals etwas Schönes zu sagen. Sie lieben sie, wie überall geschieht, weil das Gegentheil unmöglich ist, aber kurz sie sagen ihnen keine Artigkeiten (wie wir) die sie für anmaßliche Falschheit erklären, und sind sehr stolz darauf. Sie fühlen aber nicht, daß, wenn auch das ausgesprochene Lob keine Wahrheit ist, es mindestens den Wunsch zu gefallen beweis't, und daß dieser Wunsch stets schmeichelhaft für diejenige ist, welche ihn einflößt. Die Huldigungen, die man Frauen bringt,

gleichen den wechselseitigen Höflichkeiten der höhern Stände. So wie diese statt des Wohlwollens und der Achtung gegeben und genommen werden, so sind jene die Stellvertreter des Gefühls. Sie sind das Bild einer Stimmung, die dem Gegenstand wohlthut; und da man sie nicht höher anschlägt, als sie werth sind, so ist bei diesem Verkehr viel Angenehmes und wenig Gefahr.

Die Sunna oder mündliche Ueberlieferung des Mahomed empfiehlt zu drei verschiedenenmalen, die Frauen mit Nachsicht zu behandeln. Dieß gehört unter das Beste in der Sunna, wo man übrigens noch manches Gute findet.

Die Weiber sind das Alpha und Omega, der Anfang und das Ende. Welcher Mensch

hat nicht mit ihnen angefangen und geendigt — ohne noch vom übrigen zu sprechen?

Die Liebe und der geliebte Gegenstand sind Alles für eine Frau, welche liebt. In einem Spiel, wo sie so viel einsetzen, fordern sie auch viel. Wenn der Mann, den sie so innig, so hingebend lieben, sich mit etwas andern, außer ihnen, beschäftigt, so heißt das bei ihnen Gleichgültigkeit, Mangel an Vertrauen, Egoismus, Undankbarkeit; sie verachten, verabscheuen ihn. Wirklich ist auch ein Mann, der sich von der ihm gewidmeten Liebe wahrhaft gepeinigt fühlt, eben nichts seltenes.

Vor allem wollen die Frauen angenehmen Zeitvertreib (amüsirt seyn.) Was ihr für ihren Nutzen thut, rechnen sie nicht hoch an, aber für das Bestreben, ihnen zu gefallen, sind sie ungemessen dankbar.

Wie viel Jammer durch unglückliche Liebe! Neigungen mit Eigennutz, Ehrsucht, Religion im Kampf; Entführungen, enterbte Söhne, untreue Gattinnen; Eifersucht, Zank, Betrug, Rache! —

Wie viel Elend noch in der glücklichen Liebe! Kinder zu erziehen und auszustatten — bisweilen zu beweinen! herzzerreißende Trennungen; Unglücksfälle, die geliebte Wesen treffen; Einförmigkeit — lange Weile! —

Und doch mit allem dem, nichts schöneres auf Erden als die Liebe, selbst — die unglückliche!

Immer, wie man es auch bemäntele, auf dem Dorf wie am Hof, steckt im Manne ein wenig Bestialität, so wie in der Frau etwas vom Hausthier. — Das ist eine grobe Wahrheit, ich gesteh's; doch nehme ich mich auch in Acht, sie anders als blos unter uns zu sagen.

Die mütterliche Liebe war ohne Zweifel nöthig, um den Müttern die widerwärtigen Hülfsleistungen erträglich zu machen, die das erste Kindesalter fordert; aber sehr blind ist dieß Gefühl. Eine Mutter giebt dem Eigensinn ihres Kindes mit der nämlichen Hingebung nach als seinen wirklichen Bedürfnissen, und fügt ihm, durch dieses Verziehen, mehr Böses zu, als sie ihm durch das Geschenk des Daseyns und der Erhaltung Gutes erwies — in dieser Hinsicht wirklich vom Thiere übertroffen, das die Entwickelung seiner Jungen befördert, aber freilich sie in dem Augenblicke sich selbst überläßt, wo sie unabhängig bestehen können.

Die Galanterie, die ich nicht mit Liebe verwechsele, ist ein Spiel wo alle Welt betrügt. Die Männer spielen die Aufrichtigen, die Weiber die Sittsamen, und jedes täuscht

sich; doch wer kann seinem Schicksal entgehen?

Fast alle Menschen haben eine Neigung zu diesem oder jenem Thier. Der eine liebt die Pferde, der andere die Hunde, der dritte die Vögel; nach einer Bemerkung, ich weiß nicht mehr von wem, sollen sich die Katzenliebhaber durch Menschenliebe auszeichnen. Man fühlt sich auf den ersten Anblick versucht, dieß für Scherz (wohl gar Ironie) zu nehmen; aber, nach verschiedenen bestätigenden Beispielen, scheint die Behauptung nicht ganz grundlos.

Beobachtet man die Menschen und ihre verschiedenen Karaktere so findet man viele, die sich nur im Befehlen und Herrschen gefallen. Nach ihren persönlichen Ansichten sollen sich Geschmack und Bedürfnisse Anderer richten und sie setzen sich sofort in Kriegsstand mit

allen, die ihnen Widerspruch entgegensetzen, d. h. die nur ihre Unabhängigkeit behaupten wollen. Mithin sind sie fast mit der ganzen Menschheit im Streit, denn wenige sind geneigt, ihren Ansprüchen und Rechten ohne weiteres zu entsagen.

Dieser Karakter, meine ich, bezeichnet die Misanthropen, — die Menschenhasser; denn diesen Namen denjenigen zu geben, die, wie Alcest von Moliere, die Menschen fliehen, mit welchen sie unzufrieden sind, sie aber in Ruhe lassen, ist eine Ungerechtigkeit.

Das Gegentheil in Beziehung auf gesellige Eigenschaften, ist der Mensch, der es nicht übel nimmt, daß jeder sein Wohl auf seine eigne Weise sucht; der, ohne seine eigne Unabhängigkeit aufzuopfern, die der andere zu achten weiß; der es in der Ordnung findet, daß ein jeder seinem Geschmacke folgt, und

seine Meinung aufrecht zu halten strebt. Diese Züge machen den wahren Menschenfreund.

Fragen wir uns nun, welche Thiere diesen beiden Hauptkarakteren entsprechend seyn mögen, welche Untergeordnete von ihnen werden vorgezogen werden? so wird wohl niemanden befremden, daß der, welcher Sklaven sucht, sich vorzugsweise zum Hunde hinneige, einem kriechenden Thier, das seine vom Himmel erhaltenen Fähigkeiten nur zum Dienste eines Herrn verwendet, sich jeder Laune unterwirft und die Hand der Ungerechtigkeit leckt wie die der Wohlthätigkeit. Wird nicht der entgegengesetzte Karakter den Unabhängigkeitstrieb und den Egoism der Katze eher dulden, eines Thiers, das an sich nicht bösartig ist, wenn es nicht durch Hunger oder üble Behandlung auf's Aeußerste gebracht wird, aber das seinen Neigungen freier folgt, als irgend eins im Hause?

Büffon macht der Katze ein Verbrechen

daraus, daß sie ihre Bequemlichkeit liebt und die weichsten Plätzchen sucht um auszuruhen und sich auszustrecken — machen es die Menschen anders? — daß sie nur für Gunstbezeugungen Sinn hat, die ihr Vergnügen machen — wiederum menschlich! — daß sie schwächere Thiere ausspürt, um sich davon einen Leckerbissen zu bereiten — ganz unser Fall! — daß sie endlich allen Zwang haßt — kann etwas menschlicher seyn?

Kurz man muß Philanthrop seyn, um die Katzen zu lieben.

Mit allem Rechte macht man aus der Gelehrigkeit der Kinder eine Tugend. In der That, wenn man noch weder Erfahrung noch gebildetes Urtheil, wenn man noch nichts gelernt und erlebt hat, und fast nichts vorauszusehen im Stande ist — was kann man besseres thun, als sich an die halten, deren Lehr=

meister die Zeit war? Ludwig XIV. giebt seinem Sohne, in den für ihn geschriebenen Denkwürdigkeiten, unter andern den weisen Rath: „Folgst Du nicht den Warnungen derer, deren Obhut ich Dein Betragen anvertraut, wie wirst Du einst den Rath der Vernunft hören, wenn Du Dein eigner Herr bist?“

Die beste Behandlung für Irre, und die beste Erziehung für Kinder ist auf einerlei Grundsätze gebaut. Die Kinder, wie die Narren, haben nicht den vollen Gebrauch ihrer Vernunft; man muß sie fühlen lassen, daß sie der Leitung bedürfen, und daß man nicht das Opfer ihres Wahnsinns seyn will. Wollen sie sich frei machen, so müssen sie wissen, daß sie nur durch Vernunft zu diesem Ziel gelangen d. h. wenn sie Ursache und Wirkung verknüpfen und die Quelle wie die Folgen einer That kennen und beurtheilen lernen. Ver-

rücktheit heilen ist — eine zweite Erziehung unternehmen. Erziehen heißt — einen Unverständigen vernünftig machen. Das Letztere ist leichter, weil die Schwäche der Kindheit sich bequemer bemeistern läßt; täglich wird die Kraft der Vernunft stärker und vollkommener und kömmt so dem Streben des Lehrers zu Hülfe. In einem wie in dem andern Falle muß die Behandlung des Physischen wie des Geistigen gleichen Schritt halten.

Mancher ist stolz auf die Erziehung, die er seinen Kindern gab; er wünscht sich Glück, ihnen die Verkehrtheit der Menschen verborgen — und glaubt ihnen dadurch die Reinheit des Herzens erhalten zu haben; öfters aber, fürchte ich, erzog er nur Einfältige.

Was giebt der List so viel Vortheil über das Vertrauen der Redlichen? eben dieser Erziehungsgrundsatz. Ich, meines Theils, preise

die glücklich, deren Kinder einen so festen Karakter haben, um nicht einst die Klage auszusprechen: „Mein Vater hat ein Spielzeug der Bosheit aus mir gemacht. Ich glaubte an Wahrheit und Treue; es giebt keine auf Erden. Ein Thor ist der, der es nicht wie alle Andern macht!“

Man mißverstehe mich nicht. Ich sage nicht, daß man das Laster lehren, sondern nur daß man es nicht verschleiern — verbergen soll. Auf diese Weise dargestellt, wird es nur ein heilsames Schauspiel darbieten, das die Auswüchse wie die Reitze, die beweinenswerthen Folgen neben dem verführerischen Anfang sehen läßt. Viele, in ihren Beziehunhungen mit der Welt, behalten ihren Verdacht und ihre Entdeckungen sorglich für sich und verhehlen ihren Kindern die Vorsichtsmaßregeln, die sie gegen die Treulosigkeit, Begierde und Verderbniß der Menschen zu nehmen sich ge-

zwungen fühlen. Aber welche nützlichere und täglich anwendbarere Wissenschaft kann man ihnen denn lehren?

Freilich nöthigt diese Methode, selbst stets auf dem Pfade der Tugend zu wandeln, wenn der Erzieher nicht seinen Zöglingen ein Gegenstand der Verachtung werden will; doch dieß ist ja nur ein Empfehlungsgrund mehr.

Der Rücksichten in geselliger Beziehung ermangeln, ist fast immer ein Zeichen eines Erziehungsfehlers, denn die gute Erziehung lehrt erkennen, was man Andern schuldig ist. Daher nimmt man oft Rücksichten, nicht aus Interesse für Andere, sondern aus Achtung für sich selbst und um sie Andern einzuflößen.

Wenn man einen gewissen Wohlstand nicht schon für das eigne Wohlseyn wünschte, müßte man ihn für die Tugend wünschen; denn

nichts ist ihr gefährlicher als die Abhängigkeit von Noth und Bedürfniß.

Man macht ein Legat zu Gunsten seines Beichtvaters, Gewissensrathes oder derer, für die sie sich verwenden; selten aber oder gar nicht für den Verfasser eines nützlichen Buches oder den Urheber einer wichtigen Erfindung. Sehr natürlich! Der Schriftsteller, der Gelehrte, der nützliche Mensch sitzt in seiner Studierstube, in seinem Laboratorium und arbeitet; der Geistliche — im Beichtstuhl, am Kamin, am Krankenbett. Es gehört eine edle und erhabene Seele dazu, um an das nützliche Verdienst in Augenblicken zu denken, wo man gewöhnlich an gar nichts mehr denkt, und um ein Denkmal der Achtung außer der engen Sphäre stiften zu wollen, in welcher man vegetirt hat.

Die Ideen von der andern Welt thun dieser hier mehr Schaden als man glaubt.

Eine der glücklichsten Folgen, die das Fortschreiten der wahren Aufklärung für die Menschheit bewirkt, ist die richtigere Würdigung der beweinenswerthen Folgen des Lasters und des Verbrechens. Eine oberflächliche Berechnung kann zu dem Gedanken verleiten, daß durch Wortbrüchigkeit, Unterdrückung des Rechts, und des Schwächern — wenn man sie ungestraft üben kann — Vortheil zu erlangen sei. In der That sieht man durch diese schändlichen Mittel, manche Menschen zu äußerm Glücke gelangen; aber dabei, wie in so vielen Fällen, blendet uns nur der Erfolg, der in die Augen springt; die Nachtheile, die Widerwärtigkeiten, die Uebel, die den Schuldigen begleiteten, bleiben uns verborgen. Nur die äußern, sichtbar strafenden Folgen, die un-

glücklicher Weise noch selten genug sind, fallen ins Auge und erschüttern; darum sind aber die geheimen, innern, entgehen sie gleich fremden Blicken, nicht minder peinigend. Alles wohl gegen einander abgewogen, und wenn man, außer den directen Strafen, die ein lasterhaftes Leben bisweilen herbeiruft, den übeln Ruf in Rechnung bringt, den es sich zuzieht, die Thüren zum Glück und wahren Lebensgenuß, die es sich verschließt, die Sorge, die Unruhe und Mühe, zu verbergen, was nicht bekannt werden darf, zu vertheidigen, was dem Angriff ausgesetzt ist, kurz sich für alle Fälle zu decken, endlich die Gefahr, doch nicht zum Zwecke zu kommen; wenn man im Ganzen die glücklichen und die mißlungenen Resultate des Lasters und des Verbrechens vergleicht, so stehe ich nicht an, zu behaupten, daß man die Waagschaale der Vortheile viel leichter finden wird, als die entgegengesetzte, und daß man

liebe. Man darf nur Achtung geben, in wie vielen Fällen die Menschen aus Eitelkeit gegen ihren Vortheil handeln. Das ist das wichtige Nichts, das uns gängelt, vom Kinde an, das, wegen einer vermeintlichen Kränkung, seinem Magen den Krieg ankündigt — (nicht ißt,) bis zum Monarchen, der sein Land, d. h. die Quelle seiner Macht zerstört, um sich wegen einer Zeitungsbeleidigung zu rächen.

Wie viele Menschen hegen Meinungen, ohne sagen zu können, warum, und wie? und beharren mit Hartnäckigkeit darauf. Etwa aus Ueberzeugung? Freilich sagen sie's, glauben es auch vielleicht; in der That aber nur aus Eitelkeit. Man untersucht die Wahrheit der Thatsachen nicht, man denkt nicht nach, um zu prüfen, ob man sich täuschte — sondern blos um zu beweisen, daß man Recht hatte. Man kümmert sich wenig um den

Grund der Frage; man will nur die Beschämung des Widerrufs vermeiden — das ist die Sache. Darum führt man Processe, läßt sich verbrennen, zerstört eine Welt. Das so verleumdete Interesse läßt uns keine so groben, so gefährlichen Thorheiten begehen, als die Eitelkeit, welche ein Weiser unserer Zeit, sehr treffend, ein antisociales Laster genannt hat. In der That ist der Vortheil eines Menschen nicht immer, und selbst nicht oft, im Gegensatz mit dem eines andern. Alle nützliche Gewerbe gereichen denen, für welche sie getrieben werden eben so sehr zum Vortheil als denen, die sie ausüben; aber die Eitelkeit eines Menschen ist nothwendig im Widerspruch mit der Eitelkeit eines andern, weil der eine nicht herrschen kann, ohne daß sich der andere unterwerfe.

Gegen die Jugend ist man nachsichtig, abzr

hart gegen das reifere Alter. Mit jungen Leuten setzt man sich in das Verhältniß des Beschützers; man ertheilt guten Rath und freut sich, wenn der Erfolg ihn rechtfertigt. Man rechnet auf ihre Dankbarkeit. Aber gemachte Männer behandelt man wie Nebenbuhler und uns im Wege stehende, nur allzuoft selbst wie Feinde. Man vergißt, daß Wohlwollen Wohlwollen weckt, und daß, stößt man selbst auf Undankbare, es immer noch ein beneidenswerthes Loos ist, Undankbare zu machen.

Unsere Empfindlichkeit gegen die Gleichgültigkeit (Stumpfheit) und Ungerechtigkeit der Menschen mindert sich allmählig, so wie wir uns gegen die Kälte abhärten. Aber steigt die Kälte zu hoch — zieht sie den Tod nach sich.

Thöricht, unvollkommen und unzureichend ist die Sittenlehre, die gegen die Natur des Menschen und der Dinge ankämpft. Der wahre Moralist unternimmt es nicht, ihr zu widerstreben. Der Schöpfer hat dem Menschen eine unheilbare Eitelkeit eingepflanzt; das ist Thatsache und wir können nicht dafür. Will der Moralist sie ganz unterdrücken und ausrotten, so wird sie selbst in der strengsten Ordensregel wieder aufkeimen und in der Kutte des Bettelmönchs ihren Schlupfwinkel finden. Aber wenn er sie so stellt und leitet, daß der Mensch seine Pflichten gegen seine Mitbürger und Verwandte erfüllt, sein Versprechen gewissenhaft hält, nicht mehr aufwendet als er hat, sich anständig kleidet und Wohnung und Umgebung freundlich einrichtet, welch eine Wohlthat hat er dann dem Lande erwiesen! Das ist die wahre Wissenschaft

der Sittenlehre. Aber wie weit ist man bis jetzt darin gekommen?

Wenn der Sittenlehrer in die Tiefe des menschlichen Herzens hinabsteigt, und darin betrübende Entdeckungen macht, so klagt man über ihn, als sei es seine Schuld. Das Uebel besteht nicht darin, unsere Schwächen bekannt zu machen, sondern, die unangenehmen Wirkungen davon zu empfinden. Wenn der Physiolog, bei der Beschreibung unserer hinfälligen Organe, ihre Fehler verbergen wollte, würden wir dadurch weiter kommen? würden wir unsern Krankheiten besser vorzubeugen oder sie besser zu heilen verstehen? —

Gewisse Sittenlehrer rufen uns zu: erstickt eure Leidenschaften! Aber ersticken lassen sie sich nicht. Wozu immer Gebote und Warnungen? Nehmt doch den Menschen,

wie ihn die Natur gemacht hat, und mit ihm, so wie er ist und seyn kann, setzt eine erträglichere Gesellschaft zusammen. Das haltet ihr für unmöglich. Eben so behauptete man, vor der Erfindung der Luftschiffe, die Unmöglichkeit, daß der Mensch auch durch die Wolken sich einen Weg bahnen könne.

Eine Mücke flatterte um ein Licht, angezogen von der sanften Wärme und dem glänzenden Schein; natürlich verbrannte sie sich zuletzt die Flügel und, auf der Erde sich windend, beklagte sie sich beim Jupiter über ihr Loos. Der Herr der Götter antwortete: „Wozu diese unbefugte Klage? Stand dir nicht die ganze Welt offen? warum stürztest du dich in die Flamme?“ — „Warum,“ erwiederte die unglückliche, „warum großer Jupiter! gabst du mir die Begierde darnach?“

Ein Vorurtheil verfälscht das Urtheil nicht nur über einen Gegenstand, sondern über alle. Wenn ich, gegen das Zeugniß seiner Sinne, einem Kinde lehre, daß ein Kaninchen so groß wie ein Schaf sei, und durch alle Mittel, die mir die Gewohnheit des Gehorsams, das Uebergewicht des Alters, der Belehrung, der Gewalt und selbst der Drohungen darbieten, es dahin bringe, es zu glauben, so ist sein Urtheil irre geleitet, nicht nur in Beziehung auf die Größe der Kaninchen und der Schafe, sondern auch über alles Uebrige. Nichts scheint ihm nun mehr bewiesen und wahr an sich; sein Geist ist furchtsamer und geneigter geworden, Unrichtigkeiten zuzugeben.

Die Urtheilskraft, wie alle andere Fähigkeiten, vervollkommnet sich durch Uebung. Will man sie gut haben, so muß man sich gewöhnen, selbst zu urtheilen. Fragt ein Bogenschütze, um richtig anzulegen, wohl andere,

wo das Ziel ist? Das Urtheil gewinnt selbst, wenn es sich täuscht; gleich dem Kinde — das, durch Fallen, das Gleichgewicht lernt. Soll ein Kind scharfsinnig werden — laßt es urtheilen, statt ihm schon gefällte Urtheile unterzuschieben und einzuimpfen. Auf gleiche Weise gelangen auch Völker zur Verstandesmündigkeit.

Man kann diejenigen verspotten, die die Völker aufzuklären streben, ja, nach Gelegenheit, ihnen selbst den Schierlingsbecher reichen; indessen nimmt die Aufklärung dennoch zu —

„Ach leider! ja, nimmt zu. Bald wird mein Schuster ein Philosoph werden, und die Welt eine große Akademie!“

O nein mein Herr! Sie haben zu viel Geist, um dieß im Ernst zu glauben. Versuchen Sie nicht, den gesunden Menschenverstand lächerlich zu machen. Kann es Ih-

nen entgehen daß man sich nach und nach richtigere Ideen von den Dingen (der innern und äußern Welt) bildet, und sie mehr und mehr in ihrem wahren Lichte erblickt? — Der Mensch ist nicht berufen, sich mit allem zu befassen, aber er kennt allmählig seine wahren Interessen besser und bis zu welchem Grade man zum Glücke seines Daseyns beiträgt. Täglich werden alle, die das Volk täuschen, ihrer wahren Stelle näher gerückt — wie? das erschreckt Sie? — Seyn Sie ruhig, noch haben sie (die Marktschreier aller Art) Zeit, ihre Rolle auszuspielen.

Eben so wie wir oft alte Irrthümer durch neue verdrängt gesehen haben, so können auch Wahrheiten an ihre Stelle treten; und bei vielen ist es wirklich schon der Fall gewesen. Sonst glaubte man allgemein die Erde sei flach; man bildete sich ein, Sonne und Sterne dreh=

ten sich um uns; dieser Irrthum hat der Wahrheit Platz gemacht. Andererseits sind Irrthümer verschwunden, ohne durch irgend etwas ersetzt zu werden. Die Alten glaubten, daß der Lorbeer vor dem Gewitter sichere; jetzt schreibt man diese Eigenschaft weder dieser noch einer andern Pflanze zu. Das Ganze war eine Selbsttäuschung. So hat man Irrthümer vom Throne stürzen sehen — aber nie eine Wahrheit. Unser (geistiger) Reichthum wächst jeden Tag und nichts vermag es zu hindern.

Eine Uhr ging schlecht, und ihr Weiser, bald zurückgehalten durch das Rad, bald vorwärts getrieben durch dessen fehlende Zähne, zeigte in den Tag hinein alle Stunden, nur nie die rechte. Demungeachtet spottete sie, stolz und selbstvertrauend, einer Nachbaruhr, eines alten abgenutzten Werkchens, das eben so

wenig taugte, aber mindestens gar nichts anzeigte, und selbst keine Weiser mehr hatte.

„Betrachte meine Wichtigkeit, sprach die erstere; alle Welt holt sich Rath bei mir; in allen entscheidenden Momenten des Tages nimmt man seine Zuflucht zu mir. Der eine stellt seinen Zeiger nach dem meinigen, dem andern zeige ich die ersehnte Schäferstunde an; alle zollen mir Dank; aber vor dir geht man, nach einem verächtlichen Blick auf dein Zifferblatt, vorüber.“ „Verachten kann man mich,“ erwiederte die andere, „aber ich betrüge niemanden!“

Ein Indier begegnete einem Braminen und fragte ihn, worauf wohl die Welt ruhe? Unwissender! fuhr dieser auf, auf einem Elephanten! Die stolze Philosophie läßt dich in Ungewißheit; ich aber sage dir die Wahrheit auf den ersten Blick. — Und der andere

ging, dankend, als ob er, ich weiß nicht was, empfangen.

Will man mit den Menschen leben, so muß man sich schon entschließen, viele Albernheiten unangefochten zu lassen.

Gemeine Seelen erscheinen nur im Erfolge groß. Es ist so leicht zu glänzen, wenn man ein vornehmes Amt erhalten oder eine Schlacht gewonnen hat. Die wahre Größe feiert ihren schönsten Triumph, wenn sie von der irdischen Höhe herabsteigt. Welche erhabene Scene — der Abschied Washingtons von den Offizieren seines Heeres, wie er, nach Amerika's Revolutionskrieg, als einfacher Privatmann in seine Heimath zurückkehrte. Mit hochschlagendem, bewegten Herzen, ohne Worte finden zu können, drückte er einem nach dem andern die Hand; und diese konnten nur

durch stumme Thränen die unendlichen Gefühle ausdrücken, die sie überwältigten. Sollte dergleichen nicht einer Audienz bei Hofe vorzuziehen seyn, wo vornehme Schauspieler vorher genehmigte Reden mit wichtiger Miene halten, und Antworten empfangen, wovon sie kein Wort glauben?

Und als dieser nämliche Washington, nachdem er acht Jahre lang die Freiheit seines Vaterlandes befestigt hatte, den Präsidentenstuhl, wozu er berufen, wahrhaft berufen war, verließ, wie erhöhte da nicht seine Einfachheit seinen Ruhm! Feierlich legte er, in der Kammer der Repräsentanten, sein Amt und die Zeichen seiner Würde in die Hände seines Nachfolgers, John Adams; und nachdem er zu dieser Feierlichkeit in einem mit vier Pferden bespannten Staatswagen gekommen war, verlor er sich zu Fuß unter einer unermeßlichen Volksmenge, wo die öffentliche Dank-

barkeit ihn mit Mühe auffand, um ihm den freiwilligen Tribut ihres Jubelrufs zu bringen. Wie ekelhaft sind darneben Huldigungen, wie sie die Römische Polizei für Nero erkaufte, wenn er öffentlich erschien.

Man sagt: die Räuber fürchten die Laternen; Usurpatoren und Tyrannen aber zerbrechen sie. Wo der Betrug herrscht, ist die einfache Wahrheit Hochverrath.

So wie die Furcht die größte Strafe der Tyrannen ist, so ist es auch das unverzeihlichste Verbrechen in ihren Augen, ihnen Furcht einzuflößen.

Einer der größten politischen Fehler ist, Menschen durch Verfolgung interessant zu machen, die es nie durch sich selbst geworden wären.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Was die Schmeichelei und die Schmeichler widerwärtig und verdächtig machen sollte, ist die Wahrnehmung, daß gute Fürsten nie so sehr gepriesen worden sind, als schlechte. Selbst Tibers Ausschweifungen und Nero's Muttermord fanden ihre Panegyriker. Was Ludwig XIV. die mehresten Lobsprüche zuzog, ihm dem man so viele andere mit Recht zollen konnte, war der Widerruf des Edicts von Nantes.

Nur die Wahrheit allein ist schmeichelhaft, so wie die blose Wahrheit beleidigen kann. Welch herrliches Lob in Turgots Vers auf Franklin:

Eripuit coelo fulmen, sceptrumque
——————— tyrannis.

Kühn entriß er den Blitz dem Himmel,
Tyrannen das Zepter.

Nichts kann eine höhere Idee von seiner Geistesgröße und zugleich seiner seltnen Tugend

geben. Aber angenommen, daß Franklin nicht in der That dem Himmel den Bliz und den Tyrannen das Zepter entrissen hätte, so wäre dieses Lob weniger als nichts.

Ich weiß nicht warum? aber es ist nicht heilbringend für den Ruhm der Fürsten, bei Lebzeiten mit dem Beinamen des Großen begrüßt zu werden. Alexander der Große gilt fast nur noch für einen großen Thoren; kaum weiß man jezt noch daß Franz I. König von Frankreich, allgemein, bis zu seinem Tode, Franz der Große genannt wurde; Ludwig der Große ist wieder Ludwig XIV. geworden, glücklich genug wenn ihn unsere Nachkommen nicht Ludwig den Prachtliebenden nennen; Friedrich der Große fängt an wieder Friedrich II. zu werden — die andern schenke ich euch. Bei einigen leuchtete der Nimbus nicht einmal bis zu ihrem Tode.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die einfache Rechtlichkeit und der reine Wille der Könige und Völkerhäuptlinge, sind an sich etwas so Großes und Treffliches, daß sie ausreichen, große Menschen zu machen. Man nehme beides Heinrich IV. und er ist nichts mehr als ein galanter und tapferer Offizier. Aber ohne Liebe für das öffentliche Wohl, wie viele Talente und günstige Umstände gehören dazu, um, ich sage nicht ein großer Mann (es giebt keinen ohne jene Liebe zum allgemeinen Besten) aber nur, eine ausgezeichnete Person zu seyn!

Nicht nach Worten muß man Fürsten beurtheilen. Ein glückliches Wort ist oft nur das Blendwerk eines Menschen von Geist. Als Bonaparte einem Akademiker, welcher den Adel zur Bedingung der Zulässigkeit in das Institut gemacht wissen wollte, antwortete: „ach! Herr von * *. lassen Sie uns we=

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

nigstens die Republik der Wissenschaften" war da wohl jemand gutmüthig genug, um sich einzubilden, daß Napoleon wirklich irgend eine Freiheit, selbst für die Akademie, bestehen lassen wollte? — Was mich betrifft, ich halte mich an die Handlungen und nicht an Worte. Nicht der Huhn im Topfe beweist mir Heinrichs IV. seltenen Karakterwerth; aber ich finde ihn in folgender unwiderleglichen Huldigung Sülly's:

„Ich hatte gewünscht, daß dieser Fürst, mit gerechter Würdigung derer, die ihm mit Eifer und Neigung dienten, jeden andern Beistand ausgeschlagen und sich ganz in ihre Arme geworfen hätte. Ich überredete mich, daß, nach diesem entscheidenden Schritt, England, Holland und alle protestantischen Mächte Europens, Anstrengungen zu seinem Vortheil gemacht haben würden, fähig, ihn auf den Thron zu heben, ohne den Katholiken ver-

pflichtet zu seyn. Hierin, wie in allem übrigen, war die Einsicht des Königs weit über die meinige erhaben. Er begriff im ersten Augenblick, daß man ein Reich, wie Frankreich, nicht durch den Arm der Fremden erwirbt; und hätte er selbst an die Möglichkeit geglaubt, so war es mehr das Herz der Franzosen als ihre Königskrone, die dieser gute Fürst erobern wollte; und er betrachtete als ihr Eigenthum die Belohnungen, die er, in diesem Fall, ihnen hätte entziehen und denjenigen zuwenden müssen, welche die Urheber seiner Erhebung gewesen wären*).“

An sich denken ist gut, aber an nichts als an sich denken — verhaßt.

In Staatsangelegenheiten, wie in Han-

---

*) Mém. de Sully, liv. V. année 1592.

delsgeschäften, im bürgerlichen Leben, steigt der Credit durch mäßigen Gebrauch desselben; der übermäßige aber erschöpft ihn. Er gleicht einem Liebhaber; und es ist damit wie mit den meisten unserer physischen und moralischen Kräfte. Durch Uebung werden sie stark, durch Ueberreiz versinken sie in Schwäche.

In Geschäften ist das Wesentliche, einen Entschluß zu ergreifen, welcher es auch immer sei. Allerdings ist es besser, einen guten zu nehmen; aber dieß ist immer nur eine untergeordnete Rücksicht. Das Zeichen der Mittelmäßigkeit in jeder Art ist — Unentschlossenheit.

Daher, so auffallend immer diese Behauptung klingen möge, ist man schon dadurch allein guter verwaltender Beamter, daß man nichts hinhängen läßt; man ist großer Fürst durch den Ausspruch: So soll es seyn!

Aber die Trefflichkeit besteht darin, daß man, mittelst des schnellen Entschlusses, auch den besten Weg einschlage, und sich darauf zu behaupten wisse.

Warum haben die Grundsätze, zu denen man sich bekennt, so wenig Einfluß auf das Leben, das man führt? Weil, nach Grundsätzen zu handeln, eine außerordentliche Festigkeit erfordert. Der gewöhnliche Mensch handelt nach dem Antrieb des Augenblicks, oder nach Gewohnheit — dem Totalinstinkt (dem Resultat) aller augenblicklichen Gefühle.

Bei einem Entschluß beharren, weil er genommen ist, ist Hartnäckigkeit; daran festhalten, weil es keinen bessern giebt, Festigkeit.

Bei verächtlichen Anschlägen erregen verhaßte Mittel Schaudern. Ist der Zweck edel

und groß, verzeiht man alles. Auch ist es viel leichter, Gutes zu thun als Böses, und sehr thöricht sind die, die, amtlich berufen, das erstere zu üben, sich die Gelegenheit dazu entschlüpfen lassen.

Giebt es irgend eine Entschuldigung für das Verbrechen, so ist es die Noth. Woher denn eure Nachsicht für die großen Bösewichter mit Titeln und Orden, die keine Noth drängt, denen Gutes zu thun so leicht ist und die doch das Böse vollbringen?

Noch immer ist der große Haufe so thöricht, bei den Großen allen Verstand und guten Willen vorauszusetzen, bis ihm das Gegentheil in die Hände geht. In den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens, wenn ihr es mit den rechtlichsten Leuten zu thun habt, beginnt ihr mit Vorbehalten und Bedingungen,

die euch vor möglicher Treulosigkeit, Vorurtheil und Leidenschaft sichern sollen; aber wenn ihr in die Hände eurer Herrscher euer Schicksal, euer Vermögen, das Loos des Landes und eurer Nachkommenschaft legt, da denkt ihr an keine Treulosigkeit, Vorurtheile und Leidenschaften! Ja die Forderung irgend einer Bürgschaft gilt für Beleidigung! — So klagt denn nicht mehr, wenn man eure Freiheiten verletzt und euer Gut verschleudert.

Ich habe Leute gekannt, die sich rühmten, Kleinigkeiten zu vernachlässigen; diese zogen sich aber gewöhnlich nicht besser aus wichtigen Händeln.

Ein Mann, der in unsern Tagen viel Lärm gemacht hat, setzte eine Eitelkeit darein, so großartige Ansichten zu haben, daß er, die Mittel der Ausführung zu berücksichtigen, unter seiner Würde hielt. Das war das Werk

der untergeordneten Geschäftsleute. Das Resultat ist uns bekannt. Er hat nach und nach unermeßliche Hülfsquellen erschöpft, ohne etwas Gutes damit bewirkt zu haben.

Große Resultate sind stets nach dem zu beurtheilen, was sie kosten. Sind sie der dafür gebrachten Opfer nicht werth, so sind sie klein, sind weniger als nichts.

Die wahre Größe der Ansichten besteht in der richtigen Würdigung aller dieser Dinge, die Mittel der Ausführung mit einbegriffen, und nur der Wahnwitz vernachlässigt sie.

Gewisse Personen fürchten sich die Bösen zu tadeln, so lange sie mächtig sind, und machen sich ein Gewissen daraus, wenn ihr Reich vorübergegangen ist. Das ist eine Stimmung, die die Bösen sehr lobenswürdig finden, und welche bei jeder Gelegenheit ihren lauten Beifall erhält.

Alle Welt weiß, was kriegerischer Muth ist, der Muth der der Gefahr der Schlachten trotzen, und selbst die Entbehrungen und Strapatzen des Soldaten ertragen lehrt. Mit dem Gedanken, der dem Wort bürgerlicher Muth zum Grunde liegt, ist man weniger im Klaren. Dieser ist der kühne Entschluß der uns, in den verschiedenen Lagen des bürgerlichen Lebens, bestimmt, freiwillig die Sicherheit unserer Person, die Annehmlichkeiten unserer Stellung, unsern Ruf, wenn es seyn muß, unsere Hoffnungen, endlich alle Vortheile der Staatsgesellschaft, worauf wir Anspruch machen könnten, zum Opfer zu bringen.

Die eine Art von Muth wie die andere kann in edeln Beweggründen oder in Leidenschaften und Lastern ihre Quelle haben. Man sieht Menschen ihr Leben in Schlachten wagen, um ihr Vaterland zu vertheidigen, andere, um einen Tyrannen zu schützen, der sie

bezahlt, andere wieder aus falschem Ehrgefühl, was, ohne nützlichen Zweck, kindische Eitelkeit genannt zu werden verdient. Man sah schon Menschen einen großen bürgerlichen Muth entwickeln, eben sowohl für die Vertheidigung der edelsten Sache, als aus bloßem Parteigeist oder nicht zu rechtfertigender Rechthaberei. Der Tribun Metellus indem er sich der vom Cäsar beabsichtigten Plünderung des öffentlichen Schatzes widersetzte, und Cato, der mit demselben Usurpator um die Freiheit Roms Schritt vor Schritt kämpfte, haben bürgerlichen Muth gezeigt. Sülly, indem er unter den Augen Heinrichs IV. das Eheversprechen zerriß, das dieser Fürst der Gabriele d'Estrées geben wollte, gab einen Beweis desselben Muthes. Der eine wie der andere war von den edelsten Beweggründen beseelt. Der Theolog Lambert, der sich um eines Satzes willen verbrennen ließ, den er gegen den Kö-

nig von England, Heinrich VIII. behauptet hatte, war nichts als ein Eigensinniger.

Der kriegerische Muth ist zu allen Zeiten den Völkern mehr schädlich als nützlich gewesen. Die Heere führen den Krieg herbei. Der Krieg, ist er unglücklich, unterwirft euch dem Fremden und ihr zahlet Tribut; ist er glücklich, macht er euch zu Sklaven eines Häuptlings, und ihr zahlet gleichfalls. Um die Unabhängigkeit zu vertheidigen bedarf es nur Milizen; sie genügen den Völkern die nur gut regierte und keine erobernde seyn wollen*).

Der bürgerliche Muth, übelverstanden, ist nur sich selbst verderblich. Oft rettete er die Völker, nie aber brachte er ihnen Unheil. Welches Uebel kann ein Mensch stiften, dessen Muth nicht darin besteht, zu morden, zu ver=

*) In unserer Zeit ist Europa nur durch Linientruppen verwüstet und nur durch Milizen gerettet worden.

heeren und zu unterwerfen, sondern — zu sterben?

Eine Gesellschaft, die ihre wahren Interessen kennte, würde daher nie ihre Bewunderung, ihre Ehrenzeichen, und ihre Belohnungen dem kriegerischen, sondern einzig dem bürgerlichen Muthe widmen.

Wie viele oder wenige Fortschritte in der Bildung eine Nation gemacht hat, kann man daran erkennen, wie sie mehr oder weniger Festigkeit und Gerechtigkeit schätzt und mehr oder weniger die Raufer und Schläger verachtet. Von allen Menschen ist der der Wilde, der den Waffen und der Körperkraft die meiste Wichtigkeit beilegt, und die wenigste Rücksicht für die Vernunft zeigt.

Unter dem Wendekreise liegt ein Land, wo man der Gewalt mit Artigkeit nach-

giebt, und sich stets der Vernunft widersetzt.

Seit vielen Jahren suche ich vergebens durch das tiefste Nachdenken herauszubringen, welches von beiden das lächerlichste ist, ein großer Pinsel, der, in der Blüthe des Lebens, auf den Knieen Paternosters murmelt, oder ein Bürger mit einem Bärenfell auf dem Kopf, und einem falschen Barte, der sich freut einen Soldaten vorzustellen.

Das Tatowiren*) der Wilden im Südmeer und die Bärte der Wilden in Europa — einerlei Narrheit! Ach! welcher Mensch hat das Recht den andern zu belächeln!

Zwischen einem Kinde, das mit der Trom-

*) Das Bemalen oder Einbrennen der Wilden mit sonderbaren Figuren — ihr Putz.

mel lärmt, die es zum Jahrmarkt erhielt, und dem Offizier der, stolz auf die eben empfangenen Achselbänder, seine Spornen spazieren trägt und die Erde mit seiner Säbelspitze fegt, ist der Unterschied nicht so groß als uns viele Leute glauben machen möchten.

Ihr brüstet euch damit, daß eure Regierung große Heere aushebt, die Grenzen erweitert und dem Auslande Gesetze vorschreibt. Ihr Thoren! seyd ihr dadurch reicher und glücklicher? Die einzelnen Bürger verschwinden in den ungeheuern Massen, die man große Nationen nennt. Sie sind nichts mehr als Wassertropfen, die des Stromes Riesenwelle mit sich fortreißt, und die, weit entfernt, auf seinen Lauf einzuwirken, nicht einmal bemerkt werden.

Als die Franzosen sich Genua's bemächtig-

ten und seine Unabhängigkeit errichteten, wurden die Adler, aus dem Wappen der Republik, die man in einem Käfig am Eingang des Hafens nährte, losgelassen und flogen davon; man gönnte den Ueberwindern dieses Siegeszeichen nicht. Die Freiheit hatte diese Adler zu Sklaven gemacht; die Sklaverei machte sie frei. Was hatten sie gethan, um eingekerkert zu werden? was wiederum, um die Freiheit zurückzuempfangen?

Geht es der Mehrzahl der Völker in gewissen Zeiträumen anders?

Herr Ohnekopf wird links vom Wege in den Graben geworfen. Er steht etwas zerschunden auf und nimmt einen andern Kutscher; der wirft ihn auf die rechte Seite. „Hoho! da ist ja gar kein Weg!“ Mit Erlaubniß, wohl ist ein Weg da, und dazu ein guter; aber deine Kutscher taugen nichts!

Es hat Menschen gegeben, die, auf dem Gipfel der Macht, nichts für die Menschheit und den wahren Ruhm thaten, weil sie die Menschheit und die Meinung der Menschen verachteten. Sie beurtheilten alle Menschen nach sich, oder doch nach schlechten Musterbildern.

Indem sie alle niedrige Leidenschaften köderten, strömten diese um sie zusammen, und solche Umgebungen hielten sie für die Welt. Aber es giebt noch eine andere Welt als die ihres Puppenspiels. Sie sind dem Steuermann zu vergleichen, der, in dem Wahn, eine Wolke zu durchschiffen, den Felsen selbst sucht, woran er scheitert.

Ehrsucht und Zorn sind stets schlechte Rathgeber. —

Wie schön ist Juvenals Gedicht, wo er

beweist, wie viele Menschen glücklich gewe-
sen wären, früher zu sterben! Priamus, Han-
nibal, Marius, Pompejus — — — —

Wo sind die Fürsten die sich rühmen kön-
nen, an das Steuerruder des Staates blos
durch ihre Geschicklichkeit gelangt zu seyn?
Wenn es nicht durch den Zufall der Geburt
geschah, war's dann nicht wenigstens durch
den Zufall der Ereignisse? war's nicht vor al-
lem durch die Thorheiten oder Laster ihrer
Vorgänger? — Glaubt ihr, daß der feige und
alltägliche Octavius, Augustus geworden
wäre, ohne den lechzenden Ehrgeiz, des Sylla
und Cäsars, ohne die Grausamkeit des Ma-
rius, die Weichlichkeit des Antonius, und die
Niedrigkeit der Patricier und des Senats?
Oder werft den Blick auf die neuere Zeit:
Außer Washington, einer Fürstenkrone würdig
durch seine Talente und seine Tugenden, welche

Regierung verdankt nicht ihre ersten, ihre einzigen Handlungen der Gnade den Fehlern einer andern, die darüber ihre Gewalt einbüßte?

Das Glück kann, gleich einem Luftschiff, einen Fürsten wohl sehr hoch heben; aber um diese Höhe zu behaupten, bedarf er eines sichern Grundes. Dieser, wenn Aufklärung unter den Völkern sich verbreitet, heißt: Vertrauen — öffentliches Wohl. Die eine andere Sprache führen, sind gefährliche Räthe.

Sollte es wohl ungerechter Wahn seyn, zu glauben, daß, in politischen Stürmen, die Süßlinge weit verderblicher durch ihre List werden, als die Wüthenden durch ihre Ausschweifungen?

Ein wildes Wasser rauscht vorüber, aber ein Oelfleck, obwohl klein im Anfang, nimmt nach und nach zu, breitet sich aus, durchdringt

den Stoff und wird, das Ganze einnehmend, zuletzt zur ungeheuern wirklichen und bleibenden Verunreinigung, die man nicht mehr wegbringt.

Wenn man fortfährt die Zerstörer ihres Geschlechts große Männer zu nennen, so wird dieß bald ein verhaßter Name seyn. Das Wort Held ist schon beinah lächerlich geworden. Der wahrhaft große Mann ist derjenige, der, in welcher Art es auch sei, seinem Jahrhundert voraneilt und es einige Schritte vorwärts führt. Was soll man nun von denen sagen, die ihm nicht einmal zu folgen vermögen?

Es giebt Menschen, die der Himmel mit einer unwillkührlichen, unüberwindlichen und unerschöpflichen Eifersucht auf die Großen begabt hat, die nicht der edelste Karakter, nicht

die reinsten Absichten entwaffnen können. Sind die Großen herablassend, leutselig, uneigennützig, so geschieht es aus Ruhmsucht; üben sie eine schöne Handlung aus, so ist es nur Gaukelei; haben sie einen großen Gedanken — so kömmt er nicht aus ihnen. Was sollen sie nun thun, um solchen zu genügen? Auf alle Fälle — untergehen?

Es giebt aber auch Menschen, die der Himmel mit einer lebendigen, aufrichtigen und hingebenden Anhänglichkeit für die Großen schuf. Hört man sie, so haben die Gewalthaber nie eine unrechte Absicht; ihre Handlungen sind nur edel, ihre Worte nur weise. Klagt man vor ihnen einen so Bevorzugten der Eitelkeit, der Ehrsucht, der Geldgierde, der gesetzwidrigen Nachsicht an, so ist's nichts als Verleumdung; oder, wenn die Thatsache nicht zu leugnen ist, so hat man die Recht=

lichkeit überrascht; üble Rathschläge haben die Frucht der guten Absicht zerstört. Nicht nur in seiner Gegenwart sagt man Gutes von ihm; überall. Was sage ich? der Gedanke selbst in der Tiefe des Herzens ist eine Huldigung — — Ihr lächelt; ihr glaubt, daß diese Freundschaftsgluth, die mit der Macht sich einstellt und verliert, nur eine vorgegebene, nur das Resultat einer persönlichen Berechnung sei — mit nichten! es ist eine wirkliche Zuneigung, eine uneigennützige — ja, ja eine uneigennützige; sie ist vorhanden für Mächtige, selbst von denen man nichts zu hoffen und nichts zu fürchten hat. Aber vom Augenblicke ihres Falles an tritt Gleichgültigkeit an die Stelle; man macht sie sich zum Vorwurf, man verbirgt sie; aber sie ist da. Man heuchelt noch einige Zeit Ergebenheit aber nur um des Anstandes willen; und man

spielt recht linkisch die Rolle dieses Gefühls, eben weil man es nicht mehr hat.

Die nämlichen Menschen fühlen sich recht natürlich von heiligem Zorn ergriffen gegen die Blödsinnigen, die Verwegenen — um nicht zu sagen Nichtswürdigen — denen — das Glück nicht getreu blieb. Aber, sagt man ihnen, der Unglückliche vertheidigte die Sache der Gerechtigkeit und der Menschheit! — „Warum mengte er sich drein?" Er mußte erwarten, unterstützt zu werden. „Er wurde es aber nicht; also hatte er unrecht." — Das sind denn diese Menschen, stolz noch obendrein, sich nicht compromittirt zu haben, gleich als hätten sie die edelste Handlung begangen.

Euch scheinen sie nun wohl ein wenig niederträchtig, auch wohl lächerlich — indessen der stumpfsinnige Theil des Publikums belobt sie, und schmückt sie mit dem Ruf eines ehren-

werthen Betragens, ein Betragen, das ihm so verderblich ist.

Andere, welche näher zu würdigen ich mich enthalte, gestehen ganz einfach, daß sie eine Niederträchtigkeit begingen, um eine Stelle zu erhalten, und daß sie nachher Ungerechtigkeiten übten, um Nutzen davon zu ziehen. Die nämlichen unterstützen, aus Grundsatz, immer die herrschende Gewalt, möge sie Gutes oder Böses thun, geben sich her, den Schwachen zu vernichten, er habe recht oder unrecht; und machen kein Geheimniß daraus. Das ist eine Art politischer Cynismus, ganz anders anstößig und strafbar, als der des armen Diogenes, der niemanden etwas schadete.

Die Ehre! einer der Spitznamen der Eitelkeit — in der Mehrzahl noch etwas schlimmeres!

Mehrere Wege führen zu Ehren; zuerst schändliche Handlungen — und dann? — man lasse mir Zeit, darüber nachzudenken!

Die Völker wissen nicht, wie viel sie verlieren, wenn sie nicht einfach ehren was ehrenwerth, und verachten, was verächtlich ist. Vermag eine Nation nicht zu verachten und zu hassen, so tritt man sie mit Füßen, und wehe dem, der sich darüber entrüstet!

Das Publikum ist guten Menschen geneigt, und liebt diejenigen sehr die böse seyn könnten, und es nicht sind. Man gebe mir die Macht Böses zu thun; die Hände im Schooß — will ich es zur Anbetung bringen; ja — wer weiß? besingt man mich in einem Heldengedicht.

Ist man mächtig, so muß man wenig taugen, um nicht vortrefflich zu seyn, und sehr häßlich um nicht göttlich genannt zu werden.

Die Achtung ist ansteckend, so wie alle andere Bewegungen der Seele.

Ein schwacher und sanfter Mensch, auf den Knieen vor der Gnade, ist stets einem kriegerischen Fürsten mit Leib und Seele ergeben. Dieser droht, würgt, will alles durch die Gewalt zwingen; der Hofmann, in schuldiger Folge, unterstützt, vertheidigt die gewaltsamsten, die grausamsten Maßregeln. Das habe ich mit angesehen; ich habe den sanftesten, selbst süßlichsten Menschen die Sprache eines Husarenrittmeisters führen hören, einzig aus Schwäche und Mangel an Muth zu sagen: Das ist verhaßt! ob er es gleich dachte.

Die Schwäche wagt nicht das Gute zu unternehmen und läßt das Böse geschehen. So wird sie in einem Staatsmann zur feigen Niederträchtigkeit.

Stellt mir heute einen Tyrannen, und

ich mache mich verbindlich morgen Vertheidiger seiner Gewaltschritte, Henker für seine Hinrichtungen und Lobredner für seine Tugenden zu finden.

Künstler in der Malerei, in der Architectur, in der Wissenschaft, der Theologie — das ist alles eins. Sie können sich mit Wahrheit für ehrliche Leute halten, und in ihrem Fache für den arbeiten, der sie bezahlt. Ist es ihr Fehler, daß man gute Werke zu bösem Zwecke gebraucht? — Der eine erfindet eine neue Mischung und Verstärkung des Salpeters; die Erfindung ist sinnreich und für immer nützlich; kann aber der Erfinder hindern, daß man sich ihrer bedient, um arme verhungernde Menschen niederzuschießen? Ein anderer verfertigt eine Bildsäule, die man ihm auftrug; es ist das Bild eines Menschenfressers — das ist verdrüßlich! Sein Zweck aber war, ein gelungenes Kunstwerk zu liefern; und den hat er erreicht. Aber Gelehrte und Philosophen können der Tyrannei nicht dienen,

ohne ihr Gewissen zu verletzen. Sie sollen lehren, was sie als falsch erkannt haben, loben, was sie verachten, und, nöthigenfalls, Talente und Absichten verleumden, die sie verehren. Diese Gnade ist indessen nur wenigen Künstlern der Literatur erwiesen worden; und zum ewigen Ruhme Frankreichs sei es gesagt, fast alle gute französische Schriftsteller unserer Tage haben es verschmäht, den Unterdrückern der öffentlichen Freiheit zu dienen: Ducis, Delille, Le Brun*), Collin d'Harleville, Ginguené — unter den Todten, und weit mehrere noch unter den Lebenden.

Eine Menge Menschen und selbst Männer, die etwas bedeuten wollen, können, weil alle Welt höher steht als sie, niemals begreifen, daß man über eine Niederträchtigkeit erhaben sei.

---

*) Le Brun hat mehrere Gedichte zu Ehren der Republik, die er liebte, gemacht, aber er hat nie die Usurpatoren der öffentlichen Gewalt gefeiert.

Die Eigenschaften des Geschäftsmannes, die eine Verwaltung gelingen machen, sind: eine an Hülfsquellen reiche Einbildungskraft; ein gesundes Urtheil, das die anwendbaren ausfindet; eine Thätigkeit, die keinen Augenblick verliert und die Gelegenheit ergreift; eine Ausdauer, die sich durch Hindernisse nicht abschrecken läßt und ein Muth, der sie überwindet.

Uebrigens können alle diese Mittel des Erfolgs zu einem schlechten wie zu einem guten Zwecke angewendet werden. Derjenige, welcher sie zu persönlichen und der Gesellschaft verderblichen Absichten braucht, ist ein Ränkeschmidt, welches auch der Platz sei, den er eingenommen, und wäre es ein Thron. Der aber, welcher sie zum Heil der Menschheit, oder auch nur eines Volkes anwendet, ist ein großer Mann.

Die Völker, die sich selbst achten, ehren und unterstützen große Männer und erzeugen welche; die andern bringen nur Ränkemacher zur Welt.

Große Unternehmungen erscheinen von fern wie die Bergketten, die der Reisende lange im Voraus sieht. Da entdeckt er nicht gleich alle steilen und rauhen Stellen; aber im Verhältniß, wie er sich ihnen nähert, ermißt er mit staunendem Schrecken ihre Höhe und schroffen Absätze; da erblickt er Wälder von Klüften durchschnitten, die der wilde Bergstrom ausgehöhlt, Wege von Abgründen umgeben, gefährliche Brücken, und Pfade die nur den Waghals in die Tiefe führen; aber wenn man einmal begann, was ist zu thun? Man muß das gefährliche Ziel erklimmen.

In der Schweiz, zwischen dem See von Neuenburg und Genf, giebt es eine Quelle, deren Wasser sich theilt und halb nach Mitternacht, halb nach Mittag fließt. Nach Norden hin nimmt es ein Bach auf, der in den See von Neuenburg geht, dessen Gewässer sich wieder in den Rhein verlieren und so endlich in das deutsche Meer ergießen. Nach Süden geht der Lauf in den Genfer See, von da in

die Rhone, welche ins mittelländische Meer ausströmt. Als ich vor dieser Quelle vorüberging, machte man mich auf das Schicksal ihrer beiden Hälften aufmerksam. Ich konnte nicht umhin, sie sinnig zu betrachten. —

Wenn wir auf die Welt kommen, woran hängt unser Loos? an einer eben so großen Kleinigkeit. Der Zufall wirft uns auf diese oder jene Seite, wie diese Quelle; und unser Geschlecht, unser Stand, unser ganzes Leben wird zur rechten oder linken fortgetrieben. Mich gelüstete auch einmal die Rolle des Schicksals zu spielen; stolz schöpfte ich eine Hand voll Wasser, das eben nach Mittag eilte und warf es auf die andere Seite: „Gehe," sprach ich, „gehe und mische dich mit den Wellen der Nordsee!" Und die Welle floß dahin, ohne besser als wir vorauszusehen, wo ihr Weg sie hinführen würde.

Es muß doch nicht so schwer seyn, zu sterben, denn die mehrsten Menschen, d. h. selbst die mittelmäßigen, lösen die böse Aufgabe

eidlich genug. Wenn unter zehen Menschen sich nur einer findet, der, in ganz gewöhnlichen Lebensverhältnissen, sich nicht niederträchtig oder doch engherzig und mit bemitleidenswürdigen persönlichen Rücksichten benimmt, so ist's ein Glück; von zehen Menschen wird man aber kaum einen zählen, der wie ein Thor stirbt.

Sonst las ich Beschreibungen weiter Reisen sehr gern; jetzt machen sie mich traurig. Sie sind Archive des Unglücks, und liefern nur zu sprechende Beweise von der natürlichen Verkehrtheit des Menschen. Immer nur mit Mißtrauen naht der Reisende neuen Menschen und fast stets mit Mißtrauen wird er von ihnen aufgenommen. Ein Glück ist's, wenn man sich nicht schlägt, bevor man sich kennt. Befreundet man sich, so geschieht es, um sich zu betrügen; Mißverständnisse folgen nach, Schlachten und Blutbad. Zum großen Lobe der Bildung sind die Reisen in dem Verhältniß weniger verderblich, als das Volk das

man besucht, weniger wild ist*); und nirgends ist man sicherer und besser mit allen Bedürfnissen versehen, als bei den civilisirtesten Völkern, d. h. bei denen, die frei zu seyn verstehen, fleißig und friedlich; aber wie viele giebt es deren?

Wem Erziehung gänzlich fehlt, nützt das Reisen nichts; solche Menschen vermögen nicht sich von einer besondern Bemerkung zu einem allgemeinen Gedanken zu erheben. Reisen ist ein Vortheil, den gute Köpfe leicht zu ersetzen wissen; Lesen und Gespräch bringt sie in Berührung mit allen Ländern, wie mit allen Zeiten. Aber nützlich ist es mittelmäßigen Köpfen, deren ganze Philosophie es macht,

*) Sollten die oben geschilderten Greuel wirklich die Schuld der armen Wilden seyn? Wir zweifeln. Die Entdeckungsgeschichte von Amerika und viele neuere zeugen vielmehr laut gegen die Herrsch- und Goldgierde der mit ihrer Bildung sich brüstenden Europäer. Die sogenannten civilisirtesten Nationen — sind sie nicht oft die sittlich entartesten?

Anm. des Uebers.

weil es fühlbare Gegenstände denen darbietet, die, einer eigenen Schlußfolge unfähig, vernünftige Untersuchungen nicht höher als gewöhnliches Geschwätz achten, weil Worte nicht die Kraft haben, sie zum Denken zu bewegen.

Verschiedene Revolutionen sind schon der Finanzen wegen entstanden, namentlich, an der Spitze der übrigen, die der vereinigten Staaten, die aus der Abgabe auf den Thee entsprang. Andere werden noch nachkommen. — Wohlan, was folgt daraus? Man schaffe uns ein Mittel, ihnen zuvorzukommen! — Das Mittel ist gefunden und einfach; aber ich hüte mich wohl, davon zu sprechen. — Warum denn? — Weil es Thorheit ist, Rathschläge zu geben, die niemand befolgen will. — Doch, doch! — Nun wohlan! ein einziges Wort genügt: man will thörichter Weise consumiren, was wir nicht, oder nur mit den höchsten Aufopferungen produciren können. Wenn mich jemand nach der Bedeutung der Worte produciren und consumiren fragte, so

würde ich ihn auf eine kleine Erklärung von — zwei Bänden verweisen müssen, die ich davon unter dem Titel gegeben habe: Traité d'économie politique, ou simple exposition de la manière dont se produisent, se distribuent et se consomment les richesses. Hierzu füge man einige Zufälligkeiten, versetze die Handlung an irgend einen bestimmten Ort, gebe den Personen Namen, leite einige Verwickelungen und Ränke ein, und — der Ausgang wird überall derselbe seyn.

Wenn man die Unkunde und Unredlichkeit sieht, womit zu mancher Zeit die öffentlichen Geschäfte geführt werden, und wiederum die Menge herrlicher Talente und edler Karaktere, die sich in andern Epochen offenbaren, so mögte man sich versucht fühlen zu glauben, daß die Natur ungleich in Vertheilung ihrer Gaben verfahre. Nichts deutet jedoch an, daß sie sich, unter gleichen Umständen, Klima u. s. w. selbst widerspreche. Kaum mag ich sagen, was ich davon denke.

Zu jeder Zeit wo man seltene Eigenschaften würdigt, entwickeln sie sich und treten in's Leben; wo dagegen nicht Macht, nicht Glück, ja selbst nicht (o Schande!) Ehre und Lob schöne und edle Handlungen belohnt, da werden sie im Keime erstickt. Ein Feld, wo man nicht mehr Getreide baut, ist bald mit Brombeergesträuch bedeckt. Mögten doch Fürsten und Völker bald allgemein einsehen lernen, daß es auch im Felde der Politik besser sei, Getreide zu bauen, als Disteln überhand nehmen zu lassen!

Es giebt unter den Menschen eine Gemeinschaft, eine Pflicht wechselseitiger Vertretung, die uns zuweilen stolz, zuweilen schamroth macht, diesen Namen zu führen. Das fühlte der Graf Montecuculi, weil er, obgleich Nebenbuhler von Türenne, und werth es zu seyn, ihn zu würdigen wußte, indem er, den Tod dieses gleich großen Kriegers und Bürgers beseufzend, ausrief: Er machte der Menschheit Ehre! — Sagt man nicht von vielen andern, daß sie die Schande der Menschheit sind?

Dieses gemeinsame menschliche Band wird noch enger, wenn nicht von der ganzen Menschheit, sondern von einem Volke insbesondere die Rede ist. Man ist stolzer auf einen Vorzug, man schämt sich mehr einer Verkehrtheit, die andere Nationen nicht mit uns theilen. Dieß ist noch fühlbarer von einer Provinz, von einer Familie gegen die andere. Je enger das Gebiet dieser Gemeinschaft, desto sprechender ist ihre Wirkung.

Liest man Plutarchs Lebensbeschreibungen, so ist man stolz, ein Mensch zu seyn; bei den Schriften des La Rochefoucauld dagegen und seinen Grundsätzen, schämt man sich dessen. Letzterer war in seiner Jugend ein politischer Ränkeschmidt; späterhin ein feiner Gesellschafter und von sanften Sitten; ein Mensch von Geist zu jeder Zeit; aber ein großer Mensch — niemals.

Im Wesentlichen sind die Menschen gleichgeschaffen, aber ihre Anlagen äußern sich in

verschiedenen Formen. Die Eitelkeit des Wilden ist, einherzugehen, Gesicht und Körper mit unverlöschlichen Flecken beschmiert, schöne Federn auf dem Kopf und um die Hüften. Die Eitelkeit des Italieners besteht darin, goldne Tressen an die Stelle zu setzen. Die des Engländers und des Türken, nie ihre Nationalwürde zu gefährden, nie aus ihrem stolzen Ernst zu fallen und, vor allem, nie glauben zu lassen, daß sie irgend jemandes Gefälligkeit, Belehrung oder Unterhaltung bedürfen. Sie sprechen und denken selbst schlecht von Fremden; was lobenswerth bei diesen ist, dünkt ihnen wenigstens weit unter dem, was bei ihnen zu Haus geschieht; mit angenommenem verächtlichen Stillschweigen schreiten sie stolz einher, ohne auf das was um sie vorgeht, zu merken. Die Eitelkeit des Franzosen ist nicht so ausschließend. Ohne andere demüthigen zu wollen, macht er gern seine Vorzüge geltend, zuweilen wohl selbst solche, die er nicht hat; wird er der Prahlerei überwiesen, so ist er der erste der sie belacht, vor-

ausgesetzt, daß man ihn nicht erniedrigen will. Laßt seinem Muthe Gerechtigkeit widerfahren und alles wird er euch verzeihen.

Glauben Sie Mylord! daß das englische Verächtlichthun leichter zu ertragen sei, als die französische Ruhmredigkeit?

Nachdem man Glück und Leiden des Lebens reiflich abgewogen, hat man scharfsinnig die Gleichheit der menschlichen Loose bewiesen; bewiesen, was nicht ist, nämlich, daß der Bettler, voll Ungeziefer, an allem Mangel leidend, eben so glücklich sei, als ein Landgutbesitzer, der dreißigtausend Franken jährlicher Einkünfte hat.

Um das Wahre in dieser Untersuchung nicht zu verfehlen, muß man, dünkt mich, sich zu folgender Betrachtung erheben:

Der Mensch genießt nur durch die gemäßigte Uebung seiner Kräfte; diese sind bei jedem Menschen auf eine kleine Zahl beschränkt: niemand hat zwei Magen, um zu verdauen;

die reizendsten Freuden können nur bedingt erneuert werden, und die Mittel zu genießen sind gleich begränzt für alle Welt.

Aber die menschlichen Anlagen, obgleich nothwendig beschränkt, sind von mehr oder weniger Umfange nach den Verhältnissen, den Karakteren, den Talenten und dem Grad der Ausbildung, welche man hat. Die verständige Anwendung, die man davon macht, erweitert sie; die fortschreitende Einsicht vervielfältigt sie. Neue Fertigkeiten werden neue Mittel zu genießen. Das Studium der Wissenschaften zum Beispiel giebt Freuden, die der rohe Bauer nicht ahnet. Der Einfluß den man durch Talente ausübt, beglückt wie der der Macht. Der rechte Gebrauch von Anlagen und Fähigkeiten sind selbst Genuß; und das beweist, im Vorbeigehen, wie schlecht man rechnet, wenn man von Macht und Talenten einen schlechten Gebrauch macht. Man untergräbt seinen Einfluß und vermindert die Mittel des eignen Genusses.

Das Glück besteht nicht allein im Genießen; auch die Freiheit von Uebeln gehört unter seine Bedingungen; und vielleicht giebt es, im Moralischen und Physischen, mehr Gattungen der Leiden als der Genüsse. Und hierin, wenn ich nicht irre, findet man gerade die größten Ungleichheiten im Schicksal der Menschen.

Gespräch.

Mondor. Ich habe lange Weile.

Ein Freund. Das glaube ich wohl.

Mondor. Gleichwohl bin ich reich; jedermann bestrebt sich, mir zu gefallen; meine Wünsche sind eben so schnell erfüllt als gefaßt; kein Gewerbe, das nicht alles aufböte, meiner Sinnlichkeit zu schmeicheln. Alle Künste vereinen sich, um mir mit Musik, Malerei, Baukunst und Deklamation die Zeit zu kürzen. Folglich sollte ich mich doch nicht langweilen.

Der Freund. Armer Mondor!

Mondor. Arm? Nun, dieser Titel ist mir neu.

Der Freund. Bei allem dem verhalten Sie sich blos leidend.

Mondor. Wie so leidend?

Der Freund. Sie erwarten die Eindrücke, statt sie selbst hervorzubringen.

Mondor. Allerdings; aber ist denn glücklich seyn etwas anders als angenehme Eindrücke empfinden?

Der Freund. Ganz das Gegentheil. Der Musiker, der Ihnen vorspielt, der Schriftsteller, der einen Roman für Sie schreibt, langweilt sich nicht, eben weil seine Kräfte in Thätigkeit sind. Der Wunsch des Erfolgs regt ihn auf; seine Eigenliebe, sein Wohlseyn, ja sein Glück ist von dem Gelingen seiner Anstrengungen abhängig. Handeln Sie, statt andere für sich handeln zu lassen, und die Langeweile wird plötzlich verschwinden.

Man fordert oft, daß jedes schön wissenschaftliche Werk, sei es Schauspiel, Erzählung, Roman, zugleich moralisch seyn solle; das ist in der That sehr wünschenswerth, ob-

gleich der Hauptzweck aller schönen Künste scheint: zu rühren, um zu gefallen *). Wenn es schon ein Verdienst ist, zu vergnügen und einen gefälligen Eindruck auf die Menschen zu machen — in ihnen lebendiges Gefühl ihres Seyns zu wecken — so ist es allerdings ein noch größeres, mit und durch dieses angenehme Gefühl zugleich zu bessern. Nur mögte ich wissen, ob man sich eine richtige Idee von der Sittenlehre macht, die einem schönwissenschaftlichen Werke ansteht.

Wenn ich frage: was man unter einem moralischen Werke verstehe? so antwortet man mir: ein solches, wo zuletzt das Laster bestraft und die Tugend belohnt wird. Das scheint sehr einfach. Wenn dieß indessen niemanden besserte, wo blieb die Moralität? Man sehe, beobachte und überlege. Der böse Weltmensch, was denkt er, wenn er seinen Mitbruder, den Theaterbösewicht, bestrafen sieht? In seinen

*) D. h. die Schönheit und ihr Ideal selbst.
Anm. des Uebers.

Augen ist es nur ein Thor, den der Dichter, dem gutmüthigen Publikum zu gefallen, in eine Schlinge fallen läßt. Wenn er irgend etwas bei diesem Beispiel gewinnt, so ist es etwas mehr Geschicklichkeit, zu vermeiden, daß er nicht selbst das Mährchen ehrlicher Leute werde. Die Tugendhaften dagegen, wenn sie am Ende des fünften Aufzugs, die Tugend belohnt und das Laster gedemüthigt sehen, rufen seufzend aus: „Das ist gut auf dem Theater, oder in Romanen; aber es ist leider! nicht der Hergang der Welt!" und die Welt geht fort, wie zuvor. Es ist genugthuend, ich räume es ein, die Bösen, wäre es auch nur in der Einbildung, bestraft zu sehen; das Herz freut sich dessen, und ich liebe den Dichter, der mir diese kleine Genugthuung, in Ermangelung einer wahrhaftern, giebt; aber ein geschickter Schriftsteller, weiß, um wirklich sittlich zu wirken, andere Mittel anzuwenden.

Man studire Moliere. Wenn es ihm gelang, den Scheinheiligen das Spiel zu ver-

derben, bewirkte er dieß etwa dadurch, daß er bei der Entwickelung, den Monarchen, wie einen Deus ex machina, erscheinen und Orgons Familie aus dem Verderben retten läßt, worein sie dessen Einfalt gestürzt hat? Wenn das Schaffot Räuber nicht schreckt, wie kann man glauben, daß Verhaftsbefehle Heuchler werden zittern machen? Sie wissen, daß dieser Blitzstrahl, so wenig wie der des Himmels, gerade vorzugsweise die Bösewichter sucht und findet. Wer kann sich rühmen, gebesserte Heuchler gefunden zu haben? Wo finden wir also Moralität und Nutzen? — Darin: Man bessert die feinen Spitzbuben nicht, aber man vermindert die Zahl der Orgons. Die Schelme verschwinden, wie alle Art Ungeziefer, aus Mangel an Nahrung. Oder glaubt man, daß wir noch jetzt weniger Scheinheilige als sonst haben würden, wenn es noch eben so viele gläubige Pinsel gäbe?

Der moralische Nutzen, der sich aus Moliere's Meisterstück ergiebt, ist also sehr reell, ohne daraus zu entspringen, daß der Bösewicht

bestraft wird; im Gegentheil, die Moralität würde sich noch stärker aufdringen, wenn er es nicht wäre. Wer kann es leugnen? Wenn es Tartüffe auch dahin brächte, Orgons Familie zu plündern, ihn selbst aus seinem eigenen Hause zu werfen, und sie alle für Verleumder auszugeben, so würde man die Gefahr nicht minder fühlen, einen schlauen Beichtvater in der Familie sich einnisten zu lassen. Moliere hat die letztere Entwickelung verworfen, nicht weil er sie für unmoralisch hielt, sondern wahrscheinlich weil er diesen Ausgang dem Karakter seines Schauspiels nicht entsprechend fand; das ergiebt sich daraus, daß er eine solche Entwickelung in einem andern seiner Lustspiele wirklich gewählt hat, wo die Verletzung des Rechts nicht so ernster Natur ist. Er hat den gesunden Menschenverstand und das Recht verhöhnt und Laster und Betrug triumphiren lassen, indem Dandin seiner untreuen Frau seinen Verdacht abbittet, wo gar nicht mehr vom Verdacht die Rede, sondern die Gewißheit klar ist. Auch schrie

man über Immoralität, ohne zu bedenken, daß, wenn Moliere hier die Frau statt des Mannes hätte unterliegen lassen, sein Stück nicht die Unfüglichkeiten und Nachtheile unverhältnißmäßiger Heirathen gezeigt, und folglich der sittlichen Lehre ermangelt haben würde.

Der nämliche Vorwurf wurde Voltairen über seinen Mahomet gemacht. Die Fanatiker hatten gute Gründe, Mahomet durchaus bestraft wissen zu wollen. Wenn ein auf der That ergriffener Spitzbube entschlüpft, so schreien die andern gar eifrig: Räuber! Diebe!

Sehr thöricht ist es daher, sich einzubilden, daß man durch Bücher Heuchler, leichtsinnige Frauen, Eroberer und Usurpatoren bessern könne, kurz Schelme, sie mögen im Kleinen oder im Großen arbeiten. Aber was man hoffen kann, ist, denjenigen die Augen zu öffnen, welche sie bethören.

Ein Volk wird von einem Machthaber geplündert und unter die Füße getreten, der sich bald seinen Beschützer, bald seinen Kaiser seinen König, — seinen Vater, kurz wie man will, nennt. Wird man den Despoten bessern?

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Man weiß, was ein Prediger am Hofe gilt. Aber wenn man den politischen Taschenspieler von seinem Flittergold entkleidet, wenn man zeigt, daß er die Nation, statt ihren Ruhm zu fördern, entehrt, statt ihr Wohl zu begründen, sie vernichtet, so raubt man ihm seine Stütze und zerbricht seinen Hebel; und dann — was ist ein Tyrann, auf sich selbst und seine Mitschuldigen reducirt? Ein entlarvter Heuchler!

Auf diese Weise beurkundet denn ein jedes geistige Product, welche Form und Farbe es auch trage, es sei für die Darstellung oder das Nachdenken geschrieben, seine Nützlichkeit, im Verhältniß, als es die Kenntniß des Menschen und der Gesellschaft erweitert, dem Irrthum und dem übeln Willen die Larve abreißt, mit einem Wort Aufklärung und Tugend fördert. Die Resignation ist eine Schafstugend. Die Tugend der Menschen muß von der Art seyn, wie es einem vernünftigen Geschöpfe ziemt. Ich stelle mir sie vor, wie die Alten, wie eine Minerva: edel, heiter, sanft; aber — gewaffnet!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Say, Jean Baptiste,

Ueber den Menschen und die Gesellschaft übersetzt von Ernst Ludwig

Altenburg 1821

Ph.pr. 1051 od
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041764-2